

DIE WELTWOCHEN



Illegale Mobbing-Methoden an der Universität Zürich

Die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft. *Von Philipp Gut*

Freizügig in den Sozialstaat

Der unterdrückte GPK-Bericht zur Migration aus der EU. *Von Christian Mundt*

Viktor Orbáns Ungarn

Mein Reisetagebuch. *Von Peter Keller*



OYSTER PERPETUAL GMT-MASTER II



ROLEX



BUCHERER

1888

bucherer.com

Wir hatten unsere grosse Serie zum Fall Mörgeli (www.weltwoche.ch) mit einem zehnten Teil beschlossen, den wir den «vielleicht» letzten nannten. Jetzt bringen Neuigkeiten die Geschichte wieder auf die Agenda. Der *Weltwoche* liegen die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft in diesem Kriminalfall vor. Erstmals lässt sich detailliert nachweisen, wie intim die Spitzen des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich mit dem *Tages-Anzeiger* zusammenspannten. Dabei verletzen sie das Amtsgeheimnis vorsätzlich. Ungemütlich dürfte es für Institutschef Flurin Condrau werden, der nach wie vor im Amt ist. Er war an der Intrige



Wieder auf der Agenda: Fall Mörgeli.

und den unfairen, ja illegalen Mobbing-Methoden gegen seinen Untergebenen Christoph Mörgeli beteiligt und kokettierte damit. «Es ist nicht leicht, über Nacht zu einer nationalen Figur zu werden», schrieb Condrau in einer der beschlagnahmten E-Mail-Nachrichten. Lesen Sie die Recherche und den Kommentar von Inlandchef Philipp Gut auf den **Seiten 24, 11**

Ungarn hat im Westen eine schlechte Presse. Ministerpräsident Viktor Orbán wird in Schweizer Zeitungen als antidemokratischer Finsterling beschrieben, seine Partei Fidesz in die rechts-extreme Ecke gedrängt. Die Diagnosen blenden wichtige Aspekte der ungarischen Geschichte aus, ohne die man die heutigen Entwicklungen nicht verstehen kann. Ungarn ist eine der leidgeprüftesten Nationen des 20. Jahrhunderts. Zwischen 1945 und 1952 stand das Land unter sowjetischer Besatzung. Es wurde wirtschaftlich ruiniert und personell ausgeblutet. Die Mit-

telschicht verschwand, die Kirchen wurden unterdrückt. Nach einer Phase sanfter Reformen folgte nach 1956 brutale Repression, die in den «Gulasch-Kommunismus» mündete. Ungarn galt in der sowjetischen Spätzeit als «lustigste Baracke des kommunistischen Lagers». Nach der Wende folgten schwere innere Konflikte. Die alte sozialistische Elite klammerte sich an die Macht. Wirtschaftlich harzte es. Die sozialen



Leidgeprüfte Nation: Präsident Orbán.

Gegensätze verschärften sich. Bis 2010 herrschte eine von den Leuten als zynisch empfundene Politik des Machterhalts. Der Premierminister wurde auf Tonbändern aufgenommen, wie er zugab, das Volk absichtlich belogen zu haben. In der EU und in der internationalen Finanzindustrie sahen grosse Teile der Bevölkerung problematische Mächte. Seit seiner Erdrutschwahl vor vier Jahren versucht Ministerpräsident Viktor Orbán nach eigenem Bekunden die Handlungsfähigkeit des ungarischen Nationalstaats herzustellen. Er schützt die Kirchen und traditionelle Institutionen wie die Familie. Gleichzeitig bezeugt er, in der EU bleiben zu wollen. Orbán hat dem Land die erste nachkommunistische Verfassung gegeben. Der Westen sieht ihn zwiespältig, weil rechts von ihm eine rechtsextreme Partei zulegt. Letzten Sonntag gelang ihm nochmals ein triumphaler Wahlsieg – der im Westen bereits angezweifelt wird. Die *Weltwoche* wagt einen unvoreingenommenen Blick auf dieses osteuropäische Land. Unser Kollege Peter Keller hat sich letzte Woche in Ungarn umgesehen. Sein Reisetagebuch wird ergänzt durch den Bericht von Boris Kálnoky, der für die *Welt* seit Jahren aus Ungarn berichtet. Er zeichnet ein sehr differenziertes Bild des alten und neuen Premiers Orbán. **Seite 14, 16**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrigler,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Maya Wipf (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Aextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Schützen Sie Ihr Portfolio mit währungsgesicherten UBS ETFs.



Informieren Sie sich jetzt auf
www.ubs.com/etf

Mit Exchange Traded Funds (ETFs) können Sie praktisch jeden Index der Welt einfach in Ihr Portfolio aufnehmen. Nicht selten schmälern Währungsschwankungen die Index-Gewinne. Beruhigend zu wissen, dass Sie sich gegen Währungsrisiken absichern können: mit währungsgesicherten UBS ETFs.



Gaucks Flüchtlinge

Der deutsche Bundespräsident kritisiert die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Umstrittene Neutralität. Von Roger Köppel

Die Rede des deutschen Bundespräsidenten Joachim Gauck anlässlich seines Staatsbesuchs in Bern gab vor allem wegen dessen Kritik an der direkten Demokratie zu reden. Tatsächlich ist es verwunderlich, wenn ein Staatsoberhaupt seinen Gastgeber den Mahnfinger vorhält. Es ist umso verwunderlicher, als die Schweiz ein äusserst demokratischer und seit Jahrhunderten friedlicher Staat ist. Zu Recht wurde Gauck für diese Kommentare kritisiert.

Eine viel befremdlichere, ja eigentlich skandalöse Aussage des deutschen Präsidenten freilich blieb merkwürdigerweise unter dem Radar. Gauck kam während seines Vortrags noch auf die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg zu sprechen. Auch dies tat er im vorwurfsvollen Ton moralischer Belehrung: «Auch wenn die Schweiz nicht immer alle Flüchtlinge und Verfolgten hat aufnehmen können und obwohl sie [...] in Zeiten der deutschen NS-Diktatur nicht offen genug war [...]»

Nicht offen genug in Zeiten der NS-Diktatur? Dass ein deutscher Bundespräsident den Schweizern heute ihre Politik gegenüber dem deutschen Regime unter dem deutschen Reichspräsidenten Hitler vor siebzig Jahren vorhält, ist mehr als unsensibel. Es ist deplatziert und geschichtsblind. Die Schweiz hat, als die Deutschen im Stechschritt durch Europa marschierten, als letzter Staat auf dem Kontinent seine demokratische Verfassung verteidigt. Die Schweiz bot Tausenden von durch Deutsche Verfolgten Asyl und Schutz.

Die Empfehlung Gaucks, die Schweiz hätte damals «alle Flüchtlinge» aufnehmen sollen, läuft auf einen rückwirkenden Ratschlag zum Untergang hinaus. Nie hätte der von deutschen Nationalsozialisten umzingelte Kleinstaat Schweiz «alle Flüchtlinge» aufnehmen können, geschweige denn aufnehmen sollen. Das hätte nicht nur das Aufnahmevermögen der drangsalierten Volkswirtschaft überstiegen. Es wäre auch eine Provokation der Deutschen gewesen und hätte ihnen womöglich den Vorwand für einen Einmarsch geliefert.

Kaum hätte sich Gauck bei einem Staatsbesuch in Frankreich oder Grossbritannien getraut, seinen Gastgebern ihr Verhalten im Zweiten Weltkrieg, den die Deutschen angefangen haben, vorzuwerfen. Dass er es in der Schweiz tat, ist beunruhigend. Es zeigt, wie sehr sich deutsche Politiker der Schweiz gegenüber Respektlosigkeiten erlauben zu dürfen meinen.



«Demokratie als Folklore.»

Die offizielle Aussenpolitik des dauernden Nachgebens und Einknickens hat solchen Empfindungen fraglos Vorschub geleistet.

Zwar haben die Deutschen die Schweiz nie besetzt. Aber vielleicht ist genau das ein Grund, warum sie glauben, sich heute in dieser und in anderen Fragen (Bankkundengeheimnis, Steuern) der Schweiz gegenüber herrisch und bevormundend benehmen zu können. Die Schweiz ist das einzige Land, dem deutsche Politiker, wenn auch halb im Spass, mit der Kavallerie drohen. Die Schweiz ist auch das einzige Land, das sich solches gefallen lässt.

Nach Gaucks Rede schwiegen die anwesenden Politiker und Journalisten. Bundespräsi-



dent Didier Burkhalter verteidigte nur die direkte Demokratie etwas dürr als Folklore, als «Teil unserer Kultur». Zur Flüchtlingspolitik sagte er nichts. Teilte er Gaucks Thesen? Wer sich mehr Abwehrbereitschaft oder Widerstandskraft wünschte, sah sich getäuscht – oder bestätigt. Es ist schon erstaunlich, wie es die offizielle Schweiz immer wieder verpasst, selbstbewusst zur Schweiz zu stehen.

In der Schweiz wird über die Frage der Neutralität diskutiert. Der Bundesrat scheint sich darauf zu verständigen, der Neutralität mehr Gewicht zu geben. Neue ETH-Studien belegen enorme Zustimmung für die Neutralität beim Volk. Mehr als 95 Prozent aller Schweizerinnen und Schweizer sind für die Neutralität der Schweiz, also für eine Aussenpolitik, die sich nicht an Konflikten beteiligt und auch zu Friedensbündnissen auf Distanz geht.

Gute Nachrichten? Ja, aber nicht nur. Alle sprechen von Neutralität, die meisten bejahen die Neutralität, aber vor allem in der Politik geistern unter dem Titel Neutralität auch Vorstellungen herum, die auf das Gegenteil von Neutralität hinauslaufen. FDP-Nationalrätin Doris Fiala will die Schweiz in den Sicherheitsrat der Vereinten Nationen treiben und findet, die Neutralität bleibe gewahrt. Unfug. Der Sicherheitsrat entscheidet über Krieg und Frieden. Die Schweiz soll am Tisch der Mächtigen ebenfalls den Daumen heben oder senken. Es wäre das Gegenteil der Neutralität. Im Sicherheitsrat würde die Schweiz Partei – was sie als neutraler Staat nicht sein darf.

Der in Basel tätige Politologieprofessor Laurent Goetschel, einst Berater von Bundesrätin Calmy-Rey, teilt Fialas Meinung. Zudem behauptet er, die Schweiz könne auch als EU-Mitglied ihre Neutralität wahren. Dass die EU als Konfliktpartei in der Ukraine gegen Russland antritt und dass sich die Schweiz als EU-Mitglied in diese Front einfügte, ist für Goetschel kein Widerspruch zur Neutralität. Auch Sanktionen gegen Russland, findet Goetschel, seien mit einer neutralen Position vereinbar.

Wo Neutralität alles bedeutet und auch ihr Gegenteil, gibt es keine Neutralität mehr. Erfreulich ist, dass zu diesem Thema eine Diskussion stattfindet. Ein Blick in die Geschichte hilft: Zu Beginn der fünfziger Jahre wollten die USA die Schweiz zwingen, sich an den Wirtschaftssanktionen gegen Nordkorea und den Ostblock zu beteiligen. Der Bundesrat wehrte sich erbittert. Neutralität müsse auf militärischem und auf wirtschaftlichem Gebiet herrschen. Die USA drohten der Schweiz mit einem Rohstoffboykott. Mit Blick auf die Versorgungslage gab der Bundesrat schliesslich nach. Erst dann. Neutralität muss integral und bewaffnet sein. Ohne einsatzfähige Armee kann es keine glaubwürdige Neutralität geben. Gut, dass wir das allmählich wieder erkennen. Die Schweiz findet, langsam, zu sich selbst zurück.



**Öffentlicher Vortrag von
Roger Köppel**

Die Schweiz und Europa

**Eine Standortbestimmung nach dem Ja
zur Masseneinwanderungsinitiative**

Was bedeutet der Volksentscheid für die Schweiz? Und für Europa? Wie muss es jetzt weitergehen? Ein Plädoyer für eine selbstbewusste und erfolgreiche Schweiz. Roger Köppel, Verleger und Chefredaktor der *Weltwoche*, war früher Chefredaktor der *Welt* in Berlin.

Vortrag in Deutsch mit französischer
Simultanübersetzung

**Biel, Mi., 16. April: Hotel Continental,
Aarbergstrasse 29, Biel**

**Freiburg, Di., 22. April: NH Fribourg Hotel,
Saal Panorama 1, Grand-Places 14, Freiburg**

Beginn: 19 Uhr, Türöffnung: 18 Uhr,
Eintritt frei. Die Platzzahl ist beschränkt.
Anmeldungen an: Telefon 044 533 35 03
oder E-Mail an biel@weltwoche.ch oder
fribourg@weltwoche.ch

**Conférence publique de
Roger Köppel**

La Suisse et l'Europe

**Un état des lieux après le «oui» à
l'initiative contre l'immigration de masse**

Quelles sont pour la Suisse les conséquences de la décision populaire? Et pour l'Europe? Que va-t-il se passer maintenant? Plädoyer pour une Suisse sûre d'elle et prospère. Roger Köppel, éditeur et rédacteur en chef de la *Weltwoche*, était auparavant rédacteur en chef de la *Welt* à Berlin.

La conférence aura lieu en allemand, avec
interprétation simultanée en français.

**Bienne, mercredi 16 avril: Hotel Continental,
Aarbergstrasse 29, Bienne**

**Fribourg, mardi 22 avril: NH Fribourg Hotel,
Salle Panorama 1, Grand-Places 14, Fribourg**

Début: 19 h, ouverture des portes: 18 h,
entrée libre. Nombre de places limité.
Inscription par téléphone 044 533 35 03
ou e-mail à biel@weltwoche.ch ou
fribourg@weltwoche.ch



Fashion victim: Rihanna. Seite 58



Zürcher Sechseläutenplatz: Seite 40



Twitter-Verbot: Staatschef Erdogan. Seite 42



Champion: Fabian Cancellara. Seite 36

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Kriminalfall Mörgeli

11 Im Auge Götz Alsmann, Prof. Dr. Entertainer

12 Sprache Sale!

12 Gripen Organisierter Düsenlärm

13 Nachruf Peaches Geldof

14 Wo Arm auf Mausarm trifft

Besuch an der Grenze im östlichen Ungarn

16 Viktor Orbán: Ungarns Thatcher

Der Ministerpräsident wurde von den Wählern erneut im Amt bestätigt. Was macht er richtig?

18 Die Deutschen Expertokratie

18 Wirtschaft Steuerzahler, aufgepasst

19 Ausland Euro-Skepsis versus Pragmatismus

20 Mörgeli Progressive Mitte mit Öko-Faktor

20 Bodenmann Und jetzt die Landwirtschaft

21 Medien Cupcakes und Feen

21 Gesellschaft Richtig essen

22 Darf man das?

23 Leserbriefe

Hintergrund

24 Mobbing-Methoden der Universität Zürich

Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft belasten

Iris Ritzmann und Flurin Condrau schwer

28 Freizügig in den Sozialstaat

Mängel bei der Umsetzung des Freizügigkeitsabkommens

30 Propaganda academica

An den Hochschulen wimmelt es von Professoren und Dozenten, die Politik betreiben

34 Hinter jedem Busch ein Kinderschänder

Die Pädophilie ist der allgegenwärtige Dämon unserer Zeit

36 Spartacus im Velosattel

Der Berner Fabian Cancellara ist einer der besten Classique-Spezialisten aller Zeiten

38 Lokalradio Fehlerhafte Hörerzahlen der Energy-Sender

39 Finanzplatz Droht der Schweiz ein Firmenexodus?

40 Plötzlich diese Weite

Zürchs Sechseläutenplatz verblüfft als weltstädtischer Wurf

41 Kunst Zum riesigen Hafenkran in Zürich

42 Der Zwitter Twitter

Steht der Kurznachrichtendienst für Meinungsfreiheit oder für Meinungsterror?



«Film ist Illusion, aber kein Betrug»: Kameramann Ballhaus. Seite 44

Interview

44 «Eine besondere Intimität»

Michael Ballhaus über die Eitelkeiten der Hollywood-Stars, die grossen Rivalitäten vor der Kamera und den Verlust des Augenlichts

Stil & Kultur

48 Stil & Kultur Anja Niedringhaus, Kriegsfotografin

50 Bestseller

50 Moskau im frühen April

Russland verstehen – ein Kolloquiumbesuch

51 Jazz Billy Hart Quartet

52 Mein grosses Idol

Rolf Knies persönliche Erinnerungen an Charlie Chaplin

54 Top 10

54 Kino «The Lego Movie»

55 Fernseh-Kritik «Bumann, der Restauranttester»

56 Namen Ratschläge von Millionärsgattin Irina Beller

57 Hochzeit Zirkus-Pfarrer Ernst Heller

57 Thiel In der Garage

58 Stilkritik Rüpel-Diva Rihanna

59 Die Liste Machen Sie sich frei

59 Klassiker Wie ein Panzer

59 Hat das Stil? Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

60 Wein Riesling vom roten Schiefer Mosel 2012; Riesling Marienburg GG Mosel 2012

60 Zu Tisch Restaurant «Parkhuus» im Hotel «Park Hyatt», Zürich

61 Auto Jaguar F-Type R Coupé

62 MvH trifft Frank Baumann, Werber

Autoren in dieser Ausgabe

Boris Kálnoky



Der ungarisch-amerikanische Doppelbürger war lange als Journalist in Budapest tätig und ist seit 2004 Nahost-Korrespondent der *Welt* in Istanbul. In seinem Artikel zeigt er auf, warum die ungarischen Stimmbürger Viktor Orbán als Ministerpräsidenten bestätigten. Seite 16

Martin Born



Der freie Journalist und frühere *Sport*-Chefredaktor zählt zu den kompetentesten Radsport-Experten des Landes. In dieser Ausgabe schreibt er über den Triumph des Berner Radprofis Fabian Cancellara, der zum dritten Mal die legendäre Flandern-Rundfahrt dominierte. Seite 36

Digitales Lesevergnügen



Unterwegs immer verfügbar.
Abonnenten haben im iKiosk unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.



DIE WELTWOCH

BEOBACHTER TV**Experten im Einsatz****Neue
Staffel**ab 13. April auf
SRF 1 und
SRF zwei

Pack die Chance!

Aus der Bahn geworfen, vom Schicksal überrumpelt, in eine Sackgasse geraten oder mit einem Projekt am Anschlag – Jürg Keim und das Beratungsteam des «Beobachters» helfen Menschen, die den Neustart wagen und ihre Chance packen. Die neue Staffel von Beobachter TV, Experten im Einsatz: ab 13. April 2014 jeden Sonntag um 18.15 Uhr auf SRF 1 und jeden Mittwoch um 18.30 Uhr auf SRF zwei. www.beobachtertv.ch

SRF Schweizer Radio
und Fernsehen

Beobachter TV wird Ihnen präsentiert von:

**Swisscanto**

Anlage und Vorsorge.

Die grösste Schweizer Wirtschaftszeitung
www.handelszeitung.ch

RELEVANT

SEIT 1861

Fotografie: Alberto Venzago



Invest

Handelszeitung

ROHSTOFF-HANDEL
Kampf um
den guten Ruf
Wie Glascock, Chief von Glanville
SP-Nationalrat C. Albin, Wermsdorf
berauschert.
Mitarbeiter

Kriminalfall Mörgeli

Von Philipp Gut — Die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft fordern die Universität Zürich. Sie beschäftigt einen Institutschef, der illegale Mobbingmethoden unterstützt.

Der sogenannte Fall Mörgeli hat sich längst zu einer Affäre ausgewachsen, welche die ganze Universität erfasst hat. Selbst Rektor Andreas Fischer musste im November letzten Jahres zurücktreten. Die Angelegenheit ist damit allerdings nicht bereinigt, im Gegenteil. Das Signal, das Rektor Fischer mit seinem Rücktritt aussandte, lenkt vom eigentlichen Problem ab. Andreas Fischer beugte sich dem Druck linksgerichteter Professoren, die sich gegen die Entlassung Iris Ritzmanns auflehnten. Ritzmann war Vizedirektorin und Stellvertreterin von Flurin Condrau, dem Chef des Medizinhistorischen Instituts. Die Universität entliess Ritzmann, weil sie in schwerwiegender Weise gegen die arbeitsrechtliche Loyalitätspflicht verstossen hatte und vertrauliche Daten an die Presse weitergab. Die Staatsanwaltschaft ermittelt. Es geht um mehrfache mutmassliche Verletzung des Amtsgeheimnisses.

Die Ermittlungsakten, die der *Weltwoche* vorliegen (siehe Artikel auf Seite 24), zeigen nun die ganze Dimension dieses Kriminalfalls. Erstmals lässt sich detailliert belegen, wie SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli, damals Konservator am Medizinhistorischen Institut, durch gezielte Indiskretionen und unter bewusster und vorsätzlicher Verletzung des Amtsgeheimnisses weggedrückt wurde.

Die Ereignisse wiegen umso schwerer, als es sich um Mobbing von oben handelt: Iris Ritzmann war Mörgelis direkte Vorgesetzte. Die Beweislast der Ermittlungsakten ist erdrückend: Die Instituts-Vizechefin korrespondierte tagelang intim mit dem Journalisten des *Tages-Anzeigers*, der die Kampagne gegen Mörgeli fuhr. Bereitwillig gab sie Interna preis, über vertrauliche Berichte redete sie, als ob es ums Wetter ginge. Was der Journalist haben wollte, bekam er. Wo sein Urteil in Ritzmanns Sicht zu milde ausfiel, schärfte sie nach.

Doch nicht bloss Iris Ritzmann trieb die Intrige gegen Mörgeli voran, auch Institutschef Flurin Condrau war nachweislich an ihr beteiligt. Auch dies belegen Akten der Staatsanwaltschaft. Beschlagnahmte E-Mails zeigen, dass Condrau ebenfalls mit dem *Tages-Anzeiger* zusammenspannte. Der Institutsleiter berichtete verschiedenen Fachkollegen des In- und Auslands über die bevorstehende Publikation des Artikels, von dem er wusste, dass er auf vertraulichen Dokumenten beruhte. «Die Hauptausagen stammen von mir bzw. aus meinen Berichten», schrieb Condrau am 11. September 2012, dem Tag, an dem der erste Artikel er-



Vorbild für die Jugend: Uni-Rektor Hengartner.

schien, an zwei entfernte Kollegen. Wen er jedoch nicht über die anrollende Kampagne informierte, war die einzige Person, die er als Chef sofort zwingend hätte informieren müssen: Christoph Mörgeli. Der Vorgesetzte tat nichts, um das Mobbing gegen seinen Untergebenen zu verhindern. Er deckte es vielmehr und machte sich zum Komplizen – wenn nicht gar zum Mittäter – grober Amtsgeheimnisverletzungen aus der Chefetage seines Instituts.

Als Führungsperson untragbar

Was das fehlgeleitete Führungsduo Condrau/Ritzmann wohl nicht bedachte: Ihr unfaires, ja nachweislich illegales Vorgehen gegen den eigenen Untergebenen samt Geheimnisverrat und Pressekampagne machte jede ordentliche Mitarbeiterbeurteilung zunichte. Die beiden Chefs sabotierten eigenhändig eine sachliche Auseinandersetzung. Die Kündigung Mörgelis entbehrt einer korrekten Grundlage.

Die Universität kann, wenn sie ihre angeschlagene Reputation zurückgewinnen will, nur zu einem Schluss kommen: Vorgesetzte, die missliebige Mitarbeiter auf solch brachiale Weise loszuwerden trachten, sind als Führungspersonen und Vorbilder für die studentische Jugend nicht geeignet. Der neue Rektor Michael Hengartner ist gefordert. *Affaire à suivre.*

Nichts als Krach



Götz Alsmann, Prof. Dr. Entertainer.

Diese mit einem Gel aus der Zementfabrik hochgezwirbelte sturmefeste Haartolle (über die er nicht gern redet) trägt er wahrscheinlich, damit er nicht mit Günther Jauch verwechselt wird. Als Götz Alsmann fünfzig Jahre alt wurde, nannte er sich das «älteste Wunderkind des deutschen Fernsehens», inzwischen ist er 56, und seine Sendung «Zimmer frei!», ein heiteres Casting für WG-Mitbewohner, läuft immer noch am Sonntagabend im Regionalsender WDR, obwohl bloss als Füller des Sommerlochs 1996 geplant. Und eingezogen ist noch niemand. Alsmann wusste, dass es in dieser Branche von Nutzen ist, wenn einer ausser Schnellreden auch noch ein Instrument beherrscht, was heisst eines, er spielt blendend Klavier und Banjo und eigentlich jedes, das ihm in die Hände fällt. Der Vollblutmusiker gibt jährlich hundert Konzerte und ist gerade auf Tournee mit seiner Version von «My Fair Lady». Er singt alle Rollen des Musicals selber, Eliza Doolittles Buchstabierübungen wie ihren Professor Higgins. Es gibt nichts, was dieser Totalunterhalter nicht kann. Er hat Musikwissenschaft studiert, seine Doktorarbeit befasste sich mit dem Thema «Nichts als Krach. Die unabhängigen Schallplattenfirmen und die Entwicklung der amerikanischen populären Musik 1943–1963». Vor drei Jahren machte die Westfälische Wilhelms-Universität in Münster ihn selber zum Honorarprofessor; seine Antrittsvorlesung sprach er halb, halb trug er sie konzertant mit der Ukulele vor.

Die Einschaltquoten von «Zimmer frei!» fielen auch schon unter ein Prozent, aber Professor Alsmann hat sich noch über jedes Tief gedudelt. In seiner televisionären Wohngemeinschaft empfängt er mit der Co-Moderatorin Christine Westermann hauptsächlich Gäste aus dem Showbusiness am Küchen- und Stammtisch zum Blödeln und Biertrinken. Das Studiopublikum bestimmt, wer das fiktive Zimmer bekommt. Am Schluss bittet Alsmann zur «Hausmusik», und da ist er unschlagbar. Es ist Fernsehen, das zeigt, was wir abends tun würden, wenn es kein Fernsehen gäbe. Fast genial.

Peter Hartmann

Sale!

Von Max Frenkel — If you schpeak English then Switzerland is the country for you.

Früher war das Französische ein Hinweis auf höhere Bildung bei einem Deutschschweizer. Heute ist Französisch die in der deutschen Schweiz immer weniger gepflegte Sprache. Es gibt zurzeit – nicht zum ersten Mal – sogar Vorstösse, an den Mittelschulen nicht mehr zwei, sondern nur noch eine Fremdsprache als obligatorisches Wahlfach zu erklären. Dass das dann vor allem auf Kosten des Französischen oder des Italienischen und sicher nicht auf Kosten des Englischen ginge, liegt auf der Hand.

Vor kurzem sind die Ausverkäufe zu Ende gegangen. Nur: In der deutschsprachigen Schweiz gibt es den Ausverkauf praktisch nur noch in der Form des Totalausverkaufs. Überall sonst heisst das Ding «Sale». Zugegeben, sehr häufig steht in den Schaufenstern «Sale – Soldes – Saldi», und das ist sicher eleganter als «Ausverkauf – Soldes – Saldi». Aber wieso muss ausgerechnet hier die Dreisprachigkeit gepflegt werden? Sonst geschieht das ja auch nicht. Und wenn man schon Wert auf Eleganz legt, dann darf nicht übersehen werden, dass «sale» im Französischen für «dreckig» steht.

«Personal Couch Burnout-Betroffener»

Man muss nur die Augen offenhalten, und man stösst ständig auf englische Ausdrücke, wo man auch deutsche verwenden könnte (hin und wieder auch bei mir). So gibt es die schweizerische *Military Power Revue*, in der ich einmal einen Artikel mit dem Titel «A piece for democracy» las. In einer Tageszeitung war von einer Doktorandin am «Department of Economics» der Universität Zürich die Rede. Eine nordwestschweizerische schrieb vom «Personal Couch [sic!] Burnout-Betroffener». – In der Wirtschaftswelt ist das Englische besonders beliebt. Die Migros zum Beispiel hat das «Self-scanning» eingeführt, und ihre Klubschulen werben für (eine besonders hübsche Kombination) «Eurocentres – Language Learning Worldwide».

An einem andern Ort wird man aufgefordert: «Jetzt liken + Rabatte abholen». «Private Banking» verwenden die Banken besonders gern, wobei sich hier das englische «private», im Unterschied zu den «banquiers privés», nur auf die Kunden bezieht; und die schweizerische Telefongesellschaft heisst Swisscom. Et cetera. Et cetera.

Gegenbeispiele gibt es natürlich auch: etwa «Pissoir» statt «WC». Cool!

Organisierter Düsenlärm

Von Urs Paul Engeler — Wer zu Armee, Landesverteidigung und bewaffneter Neutralität steht und wer mit etwas Grips entscheidet, der stimmt dem Gripen-Kauf zu.

Rüstungsgeschäfte waren stets schrill und schwierig in der Schweiz, Flugzeugbeschaffungen regelmässig Anlass für erbitterte innere Fehden und Abrechnungen. Es spielen so viele wirtschaftliche, politische oder rein persönliche Interessen sich derart in den Vordergrund der Debatten, dass im inszenierten Durcheinander die Sache aus dem Blick zu geraten droht. Wer am 18. Mai die Frage korrekt beantworten will, ob die Schweiz 22 neue Kampfflugzeuge des Typs Gripen E samt Zubehör, Bewaffnung und nötiger Infrastruktur kaufen soll, der darf seinen Entscheid nicht auf der Basis aufgeregter medialer Scharmützel fällen, sondern muss ihn sich sorgfältig entlang der massgebenden Kriterien erarbeiten.

— Die Verfassung schreibt vor, dass die Schweiz zur «Kriegsverhinderung» und «zur Erhaltung des Friedens» eine Armee unterhalten muss: «Sie verteidigt das Land und seine Bevölkerung.»

— Konkretisiert wird diese Aufgabe im aktuellen «Sicherheitspolitischen Bericht 2010 (Sipol 2010)», der von beiden Kammern des Parlaments beraten und ohne nennenswerte Opposition verabschiedet wurde, im Nationalrat schliesslich mit 122 gegen lediglich 24 rotgrüne Gegenstimmen. Damit gilt als oberstes Ziel der Sicherheitspolitik, «die Handlungsfähigkeit, Selbstbestimmung und Integrität der Schweiz und ihrer Bevölkerung sowie ihre Lebensgrundlagen gegen direkte und indirekte Bedrohungen und Gefahren zu schützen».

— Im parallel dazu vorgelegten «Armeebereich 2010» werden die militärischen Kräfte als «bedeutendste sicherheitspolitische Reserve des Bundes» definiert. Sie seien «auf den Schutz und die Sicherung des Landes, insbesondere der kritischen Infrastrukturen, und der Bevölkerung ausgerichtet und im Fall eines militärischen Angriffs das entscheidende Instrument».

— Zur speziellen Funktion der Armee in der Luft schreibt der politisch breit unterstützte «Sipol 2010» vor: «Die Armee überwacht mit bodengestützten Radarstationen und mit Flugzeugen permanent den Luftraum über der Schweiz und setzt die luft- und bodengestützten Mittel der Luftwaffe ein, um die Lufthoheit zu wahren. Bei der Abwehr eines militärischen Angriffs wird der Luftraum verteidigt. Wie lange die Luftwaffe ihre Bereitschaft und Fähigkeiten durchhalten kann und mit welchen Erfolgsaussichten sie den Luft-



«Zur Erhaltung des Friedens»: Gripen.

raum verteidigen kann, hängt stark von der Anzahl und Leistungsfähigkeit der Kampfflugzeuge ab.» Weiter warnt der Bericht, Kriege hätten jüngst gezeigt, dass der Kampf um die Luftherrschaft vorentscheidend für den Verlauf der Konflikte gewesen sei. Kurz: «Um ihre Aufträge, insbesondere den Luftpolicendienst, effektiv und nachhaltig umsetzen zu können, muss die Armee auch künftig über eine ausreichend grosse Anzahl Kampfflugzeuge verfügen, die den technischen Anforderungen entsprechen.»

Aus diesen nicht bestrittenen Grundsätzen und Zielen der schweizerischen Sicherheitspolitik folgt, dass der Ersatz der altersschwachen Tiger F-5 durch moderne Kampfflugzeuge zwingend ist, damit die Armee ihre politisch fixierten Aufgaben erfüllen kann. Wer diese Erneuerung der Flotte ablehnt, erklärt die politisch verbindlichen Vorgaben zu Makulatur. Das ist auch die kaum kaschierte Absicht des von der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) angeführten links-grünen Komitees, das schon den Kauf der F/A-18-Flotte erbittert bekämpft hat und das jeden neuen Jet ebenso erbittert bekämpfen wird. Das Nein-Komitee will die Armee weiter schwächen.

Ähnliches gilt für die unzuverlässigen Grünliberalen, die mit linken CVPLern als Alternative

zum Gripen-Kauf die grosse «internationale Kooperation» in der Luft propagieren. GLP-Chef Martin Bäumle erklärt, deutsche Kampfflieger (die übrigens im Nato-Verbund operieren) könnten ja den Schweizer Luftraum sichern; im Gegenzug sollten Schweizer Maschinen sich in Österreich nützlich machen (dessen Luftwaffe verfügt allerdings über modernere Eurofighters!). Die grünliche Öffnung des Schweizer Luftraums für Nato-Geschwader ist nicht nur eine billige Schlaumeierei; sie widerspricht diametral den politischen Leitlinien des Landes.

Für den Rest der möglicherweise verwirrten Bürger stellt sich nur die Frage, ob der Gripen E der richtige Jet zur Stärkung der Schweizer Flugwaffe sei. Rein rüstungstechnisch ist dieser Zweifel erlaubt. Der französische Rafale, der als aussichtsreichster Gegenkandidat durch die Evaluation rauschte, ist das leistungsfähigere Flugzeug. In einem Mix von sicherheits-, neutralitäts- und finanzpolitischen Motiven haben das Verteidigungsdepartement, der Bundesrat und das Parlament sich jedoch für den schwedischen Flieger entschieden. Dass Dassault nach dem für das Werk negativen Entscheid noch ein unanständiges Dumping-Angebot nachreichte, das weit unter den ausgewiesenen Gesteigungskosten von 100 bis 142 Millionen Euro pro Rafale lag, zeigt höchstens, mit welcher dubiosen Methoden die verzweifelten Franzosen das Submissionsverfahren der Schweiz unterlaufen wollen – und offenbar in diesem Sinne weiterarbeiten. Umso erstaunlicher ist es, wie viele Bürgerliche noch immer an diese Windböe aus dem Westen glauben wollen.

Verräterische Spiele der GSoA

Tatsache ist, dass Frankreich bis heute keinen einzigen dieser Jets im Ausland hat verkaufen können. Bei acht Ausschreibungen sind die Dassault-Leute angetreten, fünfmal sind sie gescheitert: in Singapur, in Südkorea, in Marokko, in der Schweiz und in Brasilien, das sich ebenfalls für den Gripen entschieden hat. Im Rennen verbleiben sie nur noch in Kuwait, in den Vereinigten Arabischen Emiraten und (mit offenbar gewissen Aussichten) in Indien.

Doch: Sollte das Gripen-Geschäft hierzulande an der Urne abgelehnt werden, so flöge nicht einfach der von einigen ersehnte Rafale in die Schweiz ein. Nach einer demokratiepolitisch gebotenen Karenzzeit müsste das ganze aufwendige Evaluationsverfahren, sicherlich auch mit neuen Bewerbern, nochmals auf- und der politische Findungsprozess abermals abgerollt werden. Es ist nicht denkbar, dass vor 2020 ein Entscheid vorliegen kann – der an der Urne (als noch teureres Rüstungsvorhaben!) wiederum mit Aussicht auf Erfolg angefochten werden kann. Wer den Gripen mit der Illusion Rafale oder anderen Polithalluzinationen ablehnt, spielt als nützlicher Bürgertrottel die verräterischen Spiele der GSoA und der profilsüchtigen GLP.

Die Zeiten haben sich bereits gründlich gewandelt. Als die Referenden gegen den Kauf der 22 Gripen aufgegleist und gutgläubig unterschrieben wurden, lebten viele Schweizer noch in der Scheinwirklichkeit des ewigen europäischen Friedens. Die Krim-Krise hat nicht nur die stete Gefahr kriegerischer Aktivitäten, selbst auf dem europäischen Festland, demonstriert, sondern vor allem bewiesen, dass ein Land ohne Armee zum Spielball fremder Mächte wird. Der deutsche *Spiegel* zitiert einen ukrainischen Abgeordneten, der die Ohnmacht seines Landes beklagt und den desolaten Zustand der Streitkräfte von innen beschreibt: «Wir haben es in 22 Jahren nicht geschafft, eine richtige Armee aufzubauen. Ich vertraue Ihnen ein Staatsgeheimnis an: Bei uns hebt kein Flugzeug mehr ab, und kein Panzer springt mehr an.» Alles roste nur noch vor sich hin, Helikopter oder das veraltete MiG-29-Geschwader, berichtete ein Reporter aus Sewastopol.

Die Welt rüstet wieder auf

Bereits vor dem Konflikt um die Ukraine hatte der leichte Trend zur Abrüstung begonnen, in die Gegenrichtung zu laufen. Auf dieses Jahr hin, so analysierte kürzlich das britische Fachmagazin *Jane's*, werden die Militärausgaben erstmals seit 2009 – inflationsbereinigt – global um 0,6 Prozent ansteigen. Die Welt rüstet wieder auf, am aggressivsten Russland und China sowie der Nahe Osten. Viele Regierungen haben schon die nächsten Budget-Erhöhungen angekündigt. Und das in einen Dämmer-schlaf verfallene westliche 65-jährige Militärbündnis der Nato soll wieder auf aktive Kampfbereitschaft hochgefahren werden. Das hilf- und kraftlose Polen wünscht sich sogar



Grünliche Öffnung: GLP-Chef Bäumle.

die Stationierung von Nato-Bodentruppen auf eigenem Gebiet. Die Alarmstufen steigen an, auch im «Friedensprojekt» EU.

Die bewaffnete Neutralität, welche die Schweiz nach innen und aussen verspricht, wird in den nächsten Jahren erstens nicht billiger werden und zweitens nur mit einer intakten Armee samt modernisierter Luftwaffe mehr sein als eine auslaufende Formel ohne jeden realen Gehalt. Das Konzept der Selbstachtung und Selbstverteidigung steht am 18. Mai zur Debatte, nicht ein Flugzeugtyp.

Nachruf



Ruderloses Floss im Meer: Peaches Geldof.

Peaches Geldof (1989–2014) — Sie versuchte, etwas Eigenes zu werden. Sie modelte, obwohl sie dafür eigentlich ein viel zu eigenwilliges Gesicht hatte. Aber ihr Name war berühmt. Sie wurde TV-Moderatorin und ein begehrtes Party-Girl, weil sie schräg und unterhaltsam war. Als sie Mutter wurde, schrieb sie: «Jahrelang kämpfte ich darum, zu verstehen, wer ich bin. Ich trieb wie ein ruderloses Floss im Meer herum. Kinder zu bekommen, durch die ich die vielen Fehler meiner traumatischen Kindheit korrigieren konnte, war unglaublich heilsam.» Ihre Mutter Paula Yates starb 2000 an einer Überdosis Heroin. Angeblich, weil sie nicht weiterleben wollte nach dem Tod ihres Geliebten. Der Geliebte war der INXS-Sänger Michael Hutchence, der 1997 erhängt an der Türfalle in einem Hotelzimmer aufgefunden wurde. Yates sagte, er sei gestorben beim Versuch, sich durch Erstickungssimulation einen sexuellen Kick zu verschaffen. Sie hätten derlei Spiele oft gespielt. Die Polizei dementierte die Klatschnachricht: Hutchence hatte Selbstmord begangen. Sex war nicht im Spiel. Wie verkraftet man mit elf den Tod einer Mutter? Wie, dass Drogensucht und Liebe zu einem Mann, der nicht ihr Vater war, so bedingungslos schien, dass ihre Kinder zweitrangig wurden? Peaches Geldof, Tochter von Paula Yates und dem Musiker Bob Geldof, der für die Wohltätigkeitskonzerte Band Aid und Live Aid geädelt wurde, hatte zwei kleine Söhne. In ihrem letzten Interview sagte sie: «Was immer passiert, ich werde sie nicht im Stich lassen.» Gemäss Polizei gibt es weder einen Abschiedsbrief noch Hinweise auf Drogen, die ihr Sterben erklärten. *Beatrice Schlag*

Wo Arm auf Mausarm trifft

Von Peter Keller — Seit dem Schengen-Abkommen liegt die Schweizer Grenze nicht mehr in Kreuzlingen oder Genf. Ein Besuch im östlichen Ungarn zeigt, wie die dortigen Grenzbeamten arbeiten: weit besser als ihre griechischen Kollegen.

Die Schweizer Grenze liegt in Ungarn. Zum Beispiel in Záhony, einem 4000-Seelen-Dorf am nordöstlichen Rand der Ungarischen Tiefebene. Hier trennt die Theiss die Ukraine von Schengen-Europa. Wer diese Grenze passiert, ist drin und hat freie Fahrt. Bis nach Genf oder Zürich.

Seit 2005 ist die Schweiz Teil des Schengen-Raums: Freiheit im Innern, dafür strikte Kontrollen an der Aussengrenze. Wer draussen ist, soll draussen bleiben oder darf nur mit entsprechenden Papieren einreisen. Was taugt dieses Konzept im Alltag, und wie effektiv wird «unsere Grenze» im ungarischen Herrgottswinkel überwacht?

Die Dämmerung hat sich bereits über den Grenzposten gelegt. Langsam nähern sich die Autos der Kontrolle. Zuvor rollen sie über eine nasse, blaue Matte. Zwei Roma stehen daneben, aus einem Fass giessen sie eine Flüssigkeit nach und zupfen die am Boden liegenden Matten zu recht. Seit in der Ukraine Fälle von Schweinepest bekannt wurden, muss jedes Fahrzeug durch eine Desinfektionsschleuse.

Über die Theiss führt eine Brücke. Links und rechts verlaufen buschige Abhänge zum Ufer hinunter. Kein Haus, nirgends. Der Begriff «grüne Grenze» scheint für diesen Abschnitt erfunden worden zu sein. Jemand niest. Pollen und Insekten schwirren durch die Luft. In der Mitte eine hingepinselte rote Linie quer über Brücke und Leitplanken. Auch so ist die Grenze zwischen Ungarn und der Ukraine augenfällig: Bis zur Demarkation ist die Strasse tipptopp asphaltiert, um von einem Meter auf den anderen in ein Flickwerk von reparierten Schlaglöchern zu wechseln. Willkommen in der Ukraine.

Völkerverständigung à la Mafia

Hier trifft Arm auf Mausarm. Am Geländer steht ein Grüppchen Ukrainer. Für ein kleines Entgelt steigen sie in die Minivans, die zwischen den beiden Ländern hin- und herfahren. Je mehr Köpfe im Auto, desto grösser die Anzahl legal eingeführter begehrter Waren. Mini-Jobs im kleinen Grenzverkehr. Die Löhne in Ungarn sind etwa doppelt so hoch wie drüben – was aber auch nicht viel heisst: Ein ungarischer Polizist verdient monatlich 350 Euro. In der Regel gehen die Beamten einer zweiten Arbeit nach. Enikő, unsere Übersetzerin, gibt abends und am Wochenende Englischlektionen.

Je nach Wochentag überqueren zwischen drei- und zehntausend Fahrzeuge die Grenze. Das ist eher wenig, im Tessin kommen täglich

rund 60 000 Italiener zum Arbeiten in die Schweiz. Es liegt eine seltsame Stille über dem Geschehen. Alle Insassen müssen aussteigen, Kofferraum und Motorendeckel werden geöffnet. Kein lautes Wort, kein Murren ist auszumachen. Jedes Auto wird untersucht und abgeklopft, jene mit ukrainischen Kennzeichen etwas gründlicher als die Heimkehrer. Eine Stunde Wartezeit ist normal. Schneller geht es für die Fussgänger. Ein altes Mütterchen mit Kopftuch zeigt ihre Tragtasche her. Sie wird versuchen, ein paar Lebensmittel im ungarischen Nachbardorf abzusetzen.

Landwirtschaft prägt die Gegend. Seit Tagen herrschen milde Frühlingstemperaturen. Nur blühen hier nicht nur die Obstbäume – bis 1989 war Ungarn so etwas wie die Früchtekam-

mer des Sowjetimperiums –, sondern auch kriminelle Aktivitäten wie der Zigarettenschmuggel. Die Gewinnspanne reicht bis zu 500 Prozent. Zu Fuss überqueren Kuriere das kilometerlange, fast menschenleere Grenzgebiet. Oft seien es Roma, die diesen risikoreichen Job erledigten. Alles weitere wird organisiert. Wenn es um Kriminalität geht, ist Europa längstens vereint. Völkerverständigung à la Mafia. Gequalmt werden die Zigarettenschliesslich im Westen.

Im Hauptquartier der Grenzpolizei von Beregsurány empfängt uns Oberstleutnant József Gáll. In bestem Englisch referiert er über seine Arbeit. Mehr als 43 000 Personen beschäftigt die Polizei in Ungarn. Allein im Distrikt Szabolcs-Szatmár-Bereg, wo wir uns befinden,



Eine Stunde Wartezeit ist normal: Grenzkontrolle im Distrikt Szabolcs-Szatmár-Bereg.

sind es 3000 Mann, ein Drittel davon ist für den Grenzschutz abkommandiert. Mit Nachtsichtgeräten, Thermokameras, Suchhunden, zu Pferd und mit Hightechfahrzeugen observieren sie gut 100 Kilometer gemeinsame Grenze mit der Ukraine. Von solchem Equipment kann das Schweizer Grenzschutzkorps nur träumen.

Illegale Immigration scheint hier kein Thema zu sein. Problematisch ist der Abschnitt im Südwesten des Landes, wo vor allem aus der Serbi-

Zu Fuss überqueren Kuriere das kilometerlange, fast menschenleere Grenzgebiet.

schen Republik Asylanten eingeschleust werden. Im Osten konzentriert sich die Arbeit auf die Bekämpfung des Schmuggels. Auf die Frage, ob hier wegen der paar Zigaretten nicht etwas viel Aufwand betrieben werde, entgegnet Gáll: «Wer das Schmuggeln zulässt, schafft den Nährboden weiterer krimineller Aktivitäten. Mit diesen hohen Gewinnen können die organisierten Banden schnell Strukturen schaffen, beispielsweise für Menschen- oder Drogenhan-



del. Wir kennen genügend solcher Beispiele. Wir praktizieren deshalb Nulltoleranz.»

Es ist der Donnerstag vor den Wahlen, als wir im Bezirk Szabolcs-Szatmár-Bereg ankommen. Die Region umfasst rund 6000 Quadratkilometer und kann als Kerngebiet des Magyarentums angeschaut werden. Während der Rest Ungarns rund 150 Jahre lang osmanisch besetzt war, stand der Osten nie unter der Herrschaft des Halbmondes. So finden sich in den Dörfern noch Sakralbauten, die aus dem Mittelalter stammen, wie die spätromanische Kirche von Csaroda. Bis heute erinnert unser alltägliches Kirchengeläute an die siegreiche Schlacht einer Allianz von Ungarn und Kreuzfahrern gegen die Türken im Jahre 1456.

Politische Plakate sind allgegenwärtig, jene von Fidesz, der Partei Viktor Orbáns, die vier Jahre fast unumschränkt regieren konnte, sind jedoch erstaunlich selten zu sehen. Von den Militärs und den Polizeioffizieren mag sich niemand direkt zu den Wahlen äussern. Im persönlichen Gespräch meint einer, er hoffe auf einen Dämpfer für Orbán. «Die absolute Mehrheit ist nicht gut für eine Demokratie. Sie können machen, was sie wollen.» An einen Erfolg des Linksbündnisses glaubt er dennoch nicht. Es sei viel zu zerstritten. Ein anderer wünscht sich eine Fortsetzung der klaren Verhältnisse. «Fidesz hat vier Jahre etwas bewegt. Wir hatten genug lang blockierte Verhältnisse.»

Inzwischen hat Ungarn gewählt. Fidesz hat leicht verloren, die absolute Mehrheit hängt am seidenen Faden. Wirklich zulegen konnte nur die Rechtsaussen-Partei Jobbik. Womit auch die von westlichen Medien geschürte Dämonisierung Orbáns ziemlich schief in der Landschaft steht. Würde der ungarische Regierungschef dem rechtspopulistischen Zerrbild seiner (Ausland-)Kritiker entsprechen, hätte nicht jeder fünfte Ungar aus Protest eine Partei wie die Jobbik gewählt. Rechts von Fidesz befindet sich nun eben nicht, um ein Diktum von Franz Josef Strauss aufzugreifen, die Wand, sondern eine Zwanzig-Prozent-Bewegung.

Orbán verteidigt seinen Kurs. Er hat Ungarn auf dem Höhepunkt der Finanzkrise übernommen. Fidesz sei immer dann an die Regierung geholt worden, wenn das Land vor dem Bankrott stand, sagte er im österreichischen *Kurier*. «Wären die *Mainstream-nice guys* nötig, dann müssten wir nicht regieren.»

Roma-Quartiere wirken ordentlicher

Das Büro des Generals gleicht einem kleinen Museum. In den Vitrinen stehen Geschenke und militärische Devotionalien. Drei Puppen in historischen Polizeiuniformen stehen gegenüber. An der Wand hängt eine Karte mit den Grenzen des ungarischen Königreiches, das bis 1914 existierte und die Slowakei, Kroatien und weite Teile Serbiens und Rumäniens umfasste. Auf der ukrainischen Seite lebt bis heute eine ungarische Minderheit.

Etwas mürrisch empfängt General Csaba Tarcsa unsere Delegation. Hinter der Fassade verbirgt sich ein humoriger Polizeichef. Tarcsa verweist auf die Erfolge seiner Einheit. Er gilt intern als harter, aber korrekter Chef, der keine Korruption duldet. Ungarn sind förmlich. Wer in die Hierarchie ein Treppchen höher steht, trägt Krawatte. Mehrmals erzählt der General, wie es gerade jungen Polizisten an Umgangsformen mangle. Grüsse ihn jemand mit der Hand in der Hosentasche, weise er ihn zurecht: «Wenn du zu Hause keine Erziehung bekommen hast, dann holst du sie hier nach.»

Es ist auffallend, wie höflich Ungarn miteinander verkehren. Selbst im Gefängnis, das wir anschliessend besuchen, herrschen im Austausch mit den Häftlingen Umgangsformen, wie es Schweizer eher in einem Restaurant erwarten. Die Strafanstalt ist blitzblank – wie das ganze Land. Die Vorgärten sind gepflegt, die Strassen sauber, die Toiletten der Autobahnraststätten müssen keinen Vergleich scheuen. Selbst die Roma-Quartiere wirken ordentlicher als in anderen Ländern Osteuropas.

Trotz Höflichkeit und Sauberkeit herrscht kein humanitärer Schnickschnack im Strafvollzug. In den kleineren Zellen sind bis zu vier Personen untergebracht. Alle Insassen sind zur Arbeit verpflichtet. Resozialisierung auf Ungarisch beginnt in den ganz konkreten Alltagssituationen. Wer einen Fernseher will, muss ihn mieten. Auch Strom gibt es nicht gratis. Die Leute müssten lernen, dass solche Angebote nicht selbstverständlich seien, erklärt der Direktor. Nur wer etwas leiste, bekomme Gegenleistungen. Ungarische Migrationsspezialisten, die schon in der Schweiz auf Dienstreise waren, erwähnen mit einigem Befremden den luxuriösen Standard hiesiger Gefängnisse.

Trotz Höflichkeit und Sauberkeit herrscht kein humanitärer Schnickschnack im Strafvollzug.

Auf dem Balkan ist Ungarn der zweite Schengen-Aussenposten. Die erste Station heisst Griechenland. Nicht wenige der Offiziere waren dort schon im Rahmen der Frontex im Einsatz. Diese EU-Agentur unterstützt die Ausbildung nationaler Grenzschutzbeamter und überwacht deren Arbeit. Wie erwähnt, Ungarn sind höflich, auch wenn es um das Versagen anderer geht. Schliesslich erzählt einer der Frontex-Offiziere, wie er einen griechischen Vorgesetzten auf Missstände aufmerksam machte. Dieser habe den Rapport angeschaut, dann ihn gemustert: «Who are you?» Er sei ungarischer Offizier und im östlichen Schengen-Grenzabschnitt tätig. Der Grieche gab ihm den Rapport zurück: «Es ist nicht so, wie Sie schreiben.» Damit war die Angelegenheit erledigt. Schengen ist nur so gut wie die Leute, die an der Aussen-grenze ihren Dienst leisten. ○

Viktor Orbán: Ungarns Thatcher

Von Boris Kálnoky — Der Ministerpräsident wurde von den Wählern zum dritten Mal im Amt bestätigt. Links von Viktor Orbán ist keine nennenswerte Opposition in Sicht. Was macht Ungarns einflussreichster Politiker seit der Wende richtig?

Am Sonntag errang Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán seinen dritten Wahlsieg und bleibt damit weitere vier Jahre an der Macht. Das macht zusammen zwölf Jahre. Es könnten sechzehn werden, denn die Wahl zeigte, dass nirgends auch nur Ansätze einer zukunftsfähigen Opposition zu erkennen sind. Schon jetzt geht er als der prägendste Politiker Ungarns seit der Wende in die Geschichte ein.

Serbiens frischgebackener Ministerpräsident und «starker Mann» Aleksandar Vucic gratulierte ihm umgehend zu seinem «soveränen Wahlsieg». Die Bewunderung war klar zu spüren. Auch Rumäniens Regierungschef Victor Ponta zollt Orbán schon länger fachmännisch Respekt. Quer durch Ost- und Mitteleuropa achten und neiden Politiker Orbáns Leistungen und versuchen zu verstehen, wie er es macht.

Denn die Politik in diesen postkommunistischen Ländern ist brutal und schnelllebig, Orbán aber steht wie ein Fels in der Brandung. Er hat es wider alle Wahrscheinlichkeit geschafft, in einem Land, in dem die soziale Basis für eine bürgerlich-konservative Partei von den Kommunisten zerstört worden war, eine stabile konservative Partei aufzubauen.

Auch in der westlichen EU scheinen Medien und zumindest linke und liberale Politiker fast obsessiv fixiert auf den Ministerpräsidenten des winzigen Landes. Es gab schon früher schlimme Finger in anderen kleinen EU-Ländern, etwa seinerzeit Vladimir Meciar in der Slowakei und in Sachen EU-Kritik den Tschechen Václav Klaus. Aber nie erregte einer die Gemüter mehr als Orbán. Warum? «Weil er Themen anspricht, die die EU verändern könnten», sagt sein polnischer Biograf Igor Janke («Viktor Orbán: Ein Stürmer in der Politik». Schenk, 2014). Er billigt Orbán von seiner Wirkung her «ein Format wie Margaret Thatcher» zu.

Wandel zum frommen Christen

Orbán hat viele Schlachten geschlagen und nicht immer gewonnen, und zuweilen seine politische Identität geändert. Er begann als antiklerikaler Liberaler, aber Anfang der 1990er Jahre wurde deutlich, dass der politische Raum im linksliberalen Lager schon besetzt war, ohne Entfaltungsmöglichkeiten für ihn. Zugleich erkannte er eine Lücke rechts: Das bürgerlich-konservative Parteienbündnis, das Ungarische Demokratische Forum (MDF), das die erste Regierung nach der Wende ge-

stellt hatte, schwächelte. Orbán stiess entschlossen in diese Lücke vor, drängte den liberalen Flügel aus seiner Partei Bund Junger Demokraten (Fidesz) und formte sie zu einer konservativen Kraft um. Teilweise unter dem guten Einfluss seiner gläubigen Frau, wandelte er sich vom antiklerikalen Spötter zum sehr öffentlich frommen (reformierten) Christen. Entscheidenden Anteil daran hatte auch sein enger Freund und heutiger Minister Zoltán Balog, von Haus aus calvinistischer Seel-

Es gab schon schlimme Finger in kleinen EU-Ländern. Aber keiner erregte die Gemüter wie Orbán.

sorger. Das alles war allem Anschein nach nicht nur gespielt, Orbán meint es ernst mit seinem neuen Christentum. Aber es ist sicher kein Zufall, dass es auch politisch opportun war. Man kann in Ungarn nicht konservativ und antiklerikal zugleich sein.

Damit gelang ihm sein erster Wahlsieg 1998. Sein Vorbild waren Deutschland und die CDU. Das gilt bis heute: Zwar ist Deutschland sehr liberal, aber irgendwie funktioniert dort die Politik dennoch oft so, dass sich eine starke Führungsfigur etabliert, der dann alles zuläuft, sei das nun Helmut Kohl oder Angela Merkel. Die Deutschen mögen starke Führer. Die Ungarn auch, denkt Orbán.

Seine ersten vier Jahre an der Regierung, 1998–2002, waren objektiv gemessen die besten, die Ungarn bis anhin hatte. Die Staats-

schulden sanken, die Wirtschaft wuchs, Fidesz investierte massiv in Familienförderung und Bildung, um einen neuen, bürgerlichen Mittelstand zu schaffen.

Der Begriff «Bürger» musste dabei aus dem Boden gestampft werden, es gab in dem Sinne ja keinen «Bürger» mehr, nach vierzig Jahren Kommunismus. Heute ist er dank Orbán und Fidesz aber wieder ein Begriff: jemand, der Verantwortung für sich und seine Familie zu tragen bereit ist, Leistung erbringen will, sich in die Gemeinschaft einbringt und es zu etwas bringen will oder es schon dazu gebracht hat. Jeder, so Orbáns Botschaft, kann das. Es war und ist eine radikale Abkehr vom mentalen Erbe des Kommunismus. Dennoch verlor Orbán – zu seiner eigenen Überraschung – die Wahlen 2002. Der Schock sass tief, und das mag der Grund für einige Überreaktionen sein, als er 2010 wieder an die Macht kam.

Misslungener Start in zweite Amtszeit

Die Linken hatten unter anderem dank einer massiven Kampagne der auch nach der Wende immer noch links eingestellten Medien sehr knapp gewonnen. 2010 schlug Orbán zurück, mit einem scharfen Medien-gesetz. Schon vorher hatten Fidesz-nahe Geschäftsleute kriselnde Zeitungen aufgekauft. Dieser Prozess ging nun weiter. Die öffentlich-rechtlichen Medien wurden «gesäubert», wer nicht auf Linie war, flog. Dieser taktisch misslungene Startschuss seiner zweiten Regierungszeit prägte die Haltung der internationalen Medien gegen ihn.

Was aber für den heftigsten Aufschrei sorgte, war seine Analyse der Lage nach der Wirtschaftskrise 2008. Ungarn war unter den Sozialisten zum ersten EU-Land geworden, das einen Notkredit der Weltbank brauchte. Überall wurden Rufe nach «mehr Europa» laut, um die Krise zu bewältigen. Nur so könne man in der globalisierten Welt schnell und wirkungsvoll genug mit den Märkten umgehen.

Orbán denkt umgekehrt: Der Nationalstaat braucht mehr Souveränität und Handlungsspielraum, um schnell und wirkungsvoll genug mit den Märkten umzugehen. Und es braucht auch mehr Staat in der Wirtschaft. Konkreter Ausdruck dieser Politik war eine Welle von «Entprivatisierungen»; der Staat kaufte eine Reihe «strategischer Unternehmen» zurück, vor allem im Energiesektor. Multinationale Industrie-Grosskonzerne wie



«Männer sind alle gleich.»



Mehr Souveränität und Handlungsspielraum: Ministerpräsident Orbán.

etwa deutsche Autobauer wurden bevorzugt behandelt, aber Multis, die dem Land keinen Nutzen brachten – im Banken- und Dienstleistungssektor –, wurden mit Sondersteuern belegt. Die Logik dahinter: Diese Konzerne bringen nichts, was ungarische Unternehmen nicht auch könnten, sondern schöpfen nur Kaufkraft ab und holen die Profite aus dem Land. Orbán spricht von einem «neuen Wirtschaftskrieg»,

Er will den freien Markt da, wo es im nationalen Interesse ist, ihn lenken und regulieren.

in dem es nicht darum geht, wie viel Vermögen in einem Land geschaffen wird, sondern, wie viel davon darin bleibt. Gleichzeitig entlastete Orbán durch Steuersenkungen die Familien und den ungarischen Mittelstand.

All das war das Gegenteil der europäischen Idee vom freien Markt. Nicht, dass Orbán ihn ablehnt: Er will ihn aber da, wo es im nationalen Interesse ist, ihn lenken und regulieren. Um das gegen enorme institutionelle und Marktwiderstände durchzudrücken, entwickelte er ein «majoritäres» Demokratieverständnis. Orbán will mehr Spielraum für den Staat, deswegen reduzierte er die Befugnisse

des Verfassungsgerichts, brach die Unabhängigkeit der Nationalbank und suchte mit einer offensiven Politik gegen die EU die Grenzen auszuloten, bis zu denen er innerhalb der Gemeinschaft gehen konnte. Immer aber respektierte er es, wenn aus Brüssel harte, konkrete Strafandrohungen kamen.

Ob sein Modell funktioniert, muss die Zeit zeigen. Vorerst sieht es nicht schlecht aus: Die Wirtschaft wächst bescheiden, die Arbeitslosigkeit sinkt, die Beschäftigtenrate steigt. Vor allem auch dank einer Ausbildungs- und staatlichen Arbeitsbeschaffungspolitik, die auf die zwanzig Jahre lang vernachlässigte Minderheit der Roma zielt und immer mehr von ihnen in den Arbeitsmarkt integriert.

Vier Jahre der Konsolidierung

Die Wähler haben es honoriert, indem sie Fidesz mit grosser Mehrheit (44 Prozent) wiederwählten. Links von Orbán gibt es nun keine zukunftsfähige Opposition mehr. 26 Prozent erhielt das linke Fünf-Parteien-Bündnis «Regierungswechsel». Aber die tragende Kraft darin, die Sozialisten, liegen nun hinter der rechtsradikalen Jobbik-Partei (20 Prozent), ihre Wählerschaft besteht aus Rentnern. Da ist wenig Zukunft. Vor allem auch, weil Orbáns Sozial- und Wirtschaftspolitik viele linke

Züge trägt (wider die Multis, mehr Geld für die Bürger) und links kaum überholt werden kann. Die neue Opposition scheint Jobbik zu sein. Rassistisch, dabei noch «nationaler» als Fidesz, noch staatszentrierter. Jobbik will aus der EU aussteigen.

Insofern werden Orbáns nächste vier Jahre von zwei grossen Projekten geprägt sein. Er wird Fidesz als die «proeuropäische rechte Partei» positionieren, gegen die Aussteiger von Jobbik. Das Votum für ihn sei «ein Ja zu Europa» gewesen, verkündete er in der Wahlnacht. Weiterhin wird er versuchen, Ungarns wirtschaftliche Souveränität zurückzuerobern mit weiteren Rückkäufen privatisierter Unternehmen – aber nicht in einem solchen Ausmass, dass dadurch der marktwirtschaftliche Charakter des Landes gestört würde. Nach vier Jahren der Konfrontation dürften nun vier Jahre der Konsolidierung des hart errungenen neuen Spielraums kommen.

Boris Kálnoky ist ungarisch-amerikanischer Doppelbürger und Nahost-Korrespondent der Welt in Istanbul.

Expertokratie

Von Henryk M. Broder — Gauck warnt vor den Gefahren der direkten Demokratie.



Wenn deutsche Politiker ins Ausland reisen, dann nehmen sie nicht nur ihre Assistenten, Frauen und Sekretäre mit, sondern meistens auch eine Tasche voller guter Ratschläge an die Gastgeber. Als der deutsche Außenminister Frank-Walter Steinmeier zum Begräbnis des ehemaligen israelischen Ministerpräsidenten Ariel Scharon nach Jerusalem aufbrach, erklärte er, er wolle die Gelegenheit nutzen, um in Gesprächen mit israelischen Politikern den «Friedensprozess» voranzubringen. Als Martin Schulz, deutscher Sozialdemokrat und Präsident des Europäischen Parlaments, eine Rede in der Knesset hielt, beklagte er die Benachteiligung der Palästinenser bei der Verteilung des Wassers. Zuletzt gab der deutsche Bundespräsident, Joachim Gauck, den Schweizern eine Nachhilfestunde in angewandter Demokratie. «Die direkte Demokratie kann Gefahren bergen, wenn die Bürger über hochkomplexe Themen abstimmen», sagte er beim Besuch in der Schweiz. Er sei ein überzeugter Anhänger der repräsentativen Demokratie, mit der Deutschland «sehr gut» fahre.

Da bleibt einem kurz der Atem weg. Man stelle sich vor, der Vorstandsvorsitzende von Siemens reist in die Arktis, um den Eskimos die Gefahren des Lebens unter Permafrost zu erklären und ihnen Klimaanlage vorzuschlagen. Oder ein Mitarbeiter des Bundeskriminalamtes bietet dem FBI Hilfe bei der Suche nach Neonazis an. Joachim Gauck aber, der seine Wahl zum Bundespräsidenten einer ausserparlamentarischen Kampagne verdankt, sorgt sich, dass das Beispiel der direkten Demokratie Schule machen könnte. Der brave Bürger soll alle vier Jahre zur Wahl gehen, sich aber bei «hochkomplexen Themen» besser der Stimme enthalten.

Aus solchen Sätzen spricht ein Misstrauen gegenüber dem Bürger, das man einem ehemaligen Bürgerrechtler nicht zugetraut hätte. Es gibt nicht den geringsten Beleg dafür, dass «der Bürger» von hochkomplexen Themen weniger Ahnung hat als die vielen hochkompetenten Experten, die Deutschland die Energiewende eingebrockt haben. Oder die endlosen Schulreformen. Oder ein Wahlgesetz, das vom Bundesverfassungsgericht ausser Kraft gesetzt wurde. Deutschland ist eine Experten-Demokratie. Und die Zeche zahlt der Bürger.

Steuerzahler, aufgepasst

Von Kurt Schiltknecht — Nicht nur in Brüssel, auch in der Schweiz grassiert die Bürokratie. Höchste Zeit, die überflüssigen Tätigkeiten der öffentlichen Hand zu streichen.

Vor kurzem hat der Internationale Währungsfonds (IWF) der Schweiz im Hinblick auf eine grössere Stabilität des Finanzplatzes empfohlen, die Schweizerische Finanzmarktaufsicht (Finma) personell weiter aufzustocken. Diese Empfehlung ist ein Rohrkrepiere. Eine noch grössere Bürokratie bringt bestenfalls zusätzlichen administrativen Aufwand, jedoch keine Stabilität. Was nützt, sind bessere Bankenregulierungen. Auch mit einer grösseren Aufsichtsbehörde hätte die jüngste Bankenkrise nicht vermieden werden können. Sie war in erster Linie die Folge von viel zu niedrigen Eigenkapitalanforderungen. Statt diese endlich so stark zu erhöhen, dass die Banken die nächste Krise überstehen können, wird vor allem im Euro-Raum das Heil im Ausbau der Aufsichts-bürokratie gesucht.

Der Bankensektor ist nicht der einzige Bereich, in dem die Bürokratie ungehindert wuchert. In der Schweiz haben wir uns angewöhnt, mit dem Finger auf die grassierende Bürokratie in der EU zu zeigen. Viel besser wäre es allerdings, vor der eigenen Türe zu kehren. Auch in der Schweiz entfaltet die Bürokratie eine unglaubliche Dynamik. Allein in den letzten vier Jahren sind in der öffentlichen Verwaltung 25 000 neue Stellen geschaffen worden. Wenn die Zahl der Beschäftigten bei der öffentlichen Hand schneller als diejenige in der Privatwirtschaft wächst, ist dies ein Alarmsignal. Die hohen Steuereinnahmen haben bisher die Fehlentwicklung übertüncht und einem liederlichen Umgang mit Steuergeldern Vorschub geleistet.

Zum Beispiel «Carlos»

Der Fall «Carlos» ist ein kleines, aber eindrückliches Beispiel, wie die Sozialpolitik aus dem Ruder läuft. Heute tummeln sich in der öffentlichen Verwaltung zu viele Absolventen von «weichen» Studienrichtungen, die dafür sorgen, dass neue und häufig überflüssige Arbeitsplätze geschaffen werden. Wenn dieser Prozess so weiterläuft, wird beispielsweise bald jedes Schulkind und jeder Straftäter seinen eigenen Betreuer und jeder Bürger einen staatlich bezahlten Rechtsanwalt haben. In Bern sind es vor allem die Bundesräte Didier Burkhalter und Doris Leuthard, die ihren Personalbestand zur Erfüllung ihrer persönlichen Visionen aufblähen.

Das Schaffen von überflüssigen Stellen ist kein Privileg der öffentlichen Hand. Auch die Privatwirtschaft ist dagegen nicht gefeit, doch werden dort solche Fehlentwicklungen gebremst, weil die im Wettbewerb stehenden Unternehmen nicht unlimitiert Geld zur Finanzierung überflüssiger Tätigkeiten und Stellen haben.

Beim Bundesrat hat man nicht den Eindruck, dass er gewillt wäre, überflüssige Stellen zu streichen und nicht benötigte Abteilungen zu schliessen. Viel lieber schafft er neue Stellen und erhöht dafür die Steuern. Statt sich um die Effizienz der Verwaltung zu kümmern, baut er die Zahl seiner Medienbetreuer und Berater zur Imagepflege und Popularisierung der eigenen politischen Vorstellungen aus. Nicht nur der Bundesrat, auch viele andere Regierungsleute wären gut beraten, wenn sie der effizienten Umsetzung der politischen Vorgaben und der Kontrolle der Verwaltung mehr Beachtung schenken würden. Die immer häufiger vorkommenden Korruptionsfälle und Skandale zeigen, dass viele Regierungen die Kontrolle der Beamten vernachlässigen. In der Privatwirtschaft würden die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen.



Als Steuerzahler muss man sich gegen diese Entwicklung wehren. Eine Schuldenbremse reicht nicht aus. Der Hebel muss bei den Steuern angesetzt werden. Der Bundesrat und das Parlament machen es sich zu einfach, wenn sie immer häufiger eine Erhöhung der Mehrwertsteuer als Lösung sehen. Auch in der Schweiz hat die Steuerbelastung ein Ausmass erreicht, die das Wachstum der Wirtschaft bremst. Es ist höchste Zeit, die Bürokratie und die Regulierungswut in Schranken zu halten und die überflüssigen Tätigkeiten der öffentlichen Hand zu streichen.

Die Abwanderung ausländischer Konzerne aus der Schweiz zeigt, was passiert, wenn der Regulierungswut freier Lauf gewährt wird und immer mehr linke Parteien mit bürgerlicher Unterstützung Teile der Marktwirtschaft ausser Kraft setzen. Die Schweiz braucht nicht mehr Bürokraten und Regulierungen, sondern eine Rückbesinnung auf die alten Tugenden, auf stabile und prognostizierbare Rahmenbedingungen. Um diesem Ziel wieder näherzukommen, brauchen wir weder die Ratschläge der Bürokraten des IWF noch diejenigen der OECD, geschweige denn die der EU.

Euro-Skepsis versus Pragmatismus

Von Hansrudolf Kamer — Europa beherrscht zwar nicht das britische Bewusstsein. Doch die Debatten zwischen Nick Clegg und Nigel Farage über die EU-Mitgliedschaft stossen auf grosses Interesse.



Auf der Liste der politischen Prioritäten, die Meinungsumfragen periodisch ermitteln, rangiert die Europäische Union weit unten. Es gibt für die Briten wichtigere Dinge im Leben. Ausserdem können

sie erst 2017 – vielleicht – über ihre EU-Mitgliedschaft abstimmen. Ende Mai stehen zwar Wahlen zum EU-Parlament bevor, doch diese reissen die wenigsten vom Stuhl.

So war es eher überraschend, dass die Fernsehdebatten zwischen zwei Politikern, die wohl nie eine britische Regierung anführen werden, die Öffentlichkeit derart in den Bann schlugen und überall viel zu reden gaben.

Nick Clegg, der unpopuläre Chef der Liberaldemokraten und Juniorpartner in der Koalition, und Nigel Farage, der locker-volkstümliche Leiter der United Kingdom Independence Party (Ukip), hatten unterschiedliche Motive, um das Schauspiel zu inszenieren. Der eine befürchtet im Mai eine kolossale Schlappe, der andere sonnt sich in der Erwartung eines grossen Triumphs.

Farage ist es gewohnt, die Stimmung anzuzehnen. Britannien sei Mitglied in einem Klub, der täglich 55 Millionen Pfund Mitgliederbeitrag verschlinge, Tausende von neuen Gesetzen verabschiede, zu denen Westminster nichts zu sagen habe. Offene Grenzen erlaubten 485 Millionen Menschen aus ganz Europa, sich in Britannien niederzulassen und die Sozialsysteme zu ruinieren. «Wir haben die Fähigkeit verloren, unser Land zu regieren», tönte es auf dem Kulminationspunkt seiner Argumentation.

Cameron spürt Rückenwind

Übertreibungen der britischen Art sind selten langweilig. «Wenn wir die Zugbrücke hochziehen, uns von Europa verabschieden, dann gehen nicht nur unsere Arbeitsplätze verloren», drohte Nick Clegg mit Nachdruck. Er evozierte ein Land ausserhalb der EU, isoliert, verarmt, das sich nur von gekochten Kartoffeln ernährt. Londons kulinarische Fortschritte der letzten Jahrzehnte will man natürlich nicht einfach so aufgeben.

Schnellumfragen nach beiden Debatten wiesen den Ukip-Führer als klaren Sieger aus. Das Volksnahe triumphiert meistens über das Eli-

täre, wenn dieses behrend daherkommt. Clegg hat sich nun aber immerhin als der Pro-Europäer schlechthin etabliert. Alle Übrigen stehen irgendwo zwischen ihm und dem Populisten Farage, der den «Brexite» verfehlt.

Noch bevor die Entscheidung ansteht, wählen die Briten aber nicht zwischen diesen beiden Galionsfiguren aus, sondern zwischen dem konservativen Premierminister Cameron und dem Labour-Führer Miliband. Im Mai 2015 wird das Unterhaus neu gewählt. Eine der Errungenschaften der Regierungskoalition ist ja das Gesetz, das die Wahlperiode auf fünf Jahre fixiert. Früher konnte der jeweilige Premierminister das Parlament zu dem ihm günstigsten Zeitpunkt auflösen.

Cameron hat seine europäischen Programmpunkte im *Daily Telegraph* erneut dargelegt. Viele Briten, schreibt er, seien darüber beunruhigt, dass ihr Land fast unbemerkt in die Vereinigten Staaten von Europa hineingesogen werden könnte. Ein europäischer Bundesstaat sei mit Britannien aber nicht zu machen, betont Cameron. Er sei zwar für die EU und plädiere für einen Verbleib seines Landes in der EU, er sei aber für eine ganz andere Union.

Diese andere EU müsse eine bessere Einwanderungskontrolle unter nationaler Aufsicht erlauben. Es müsse Möglichkeiten zur Abwehr unerwünschter europäischer Gesetze geben.

Die Wirtschaft sei von Brüsseler Bürokratie-Exzessen zu befreien und die Gerichte von unnötigen Belehrungen durch den Europäischen Gerichtshof.

Womit genau sich Cameron zufriedengeben könnte, will er aus verhandlungstaktischen Gründen nicht erläutern. Immerhin spürt er zurzeit etwas Rückenwind. Der Wirtschaft geht es besser, und die Tories haben ihren Umfragerückstand auf Labour auf nur noch einen Prozentpunkt verringert. Das bringt eine EU-Abstimmung näher, die nur bei einem konservativen Wahlsieg möglich wird.

Die Stimmung schwankt

Dies, weil sich Ed Miliband endlich festgelegt hat. Als Premierminister werde er nur dann ein Referendum durchführen, wenn es einen neuen EU-Vertrag gebe. Und dieser müsse einen weiteren substanziellen Souveränitätstransfer nach Brüssel beinhalten. Einen solchen Vertrag wird es sicher nicht geben – Berlin, Paris, die meisten andern sperren sich dagegen. Aber mit dieser Formulierung kann der Labour-Führer trefflich politisieren.

Die allgemeine Stimmung schwankt. Zum ersten Mal seit Jahren zeigt eine der regelmässigen Umfragen eine kleine Mehrheit für die EU-Mitgliedschaft. Zwar wird noch viel Wasser die Themse hinunterfliessen, doch reflektiert dies eine grundsätzlich pragmatische Einstellung. Denn populär ist die EU keineswegs.

Der Brite will genauer wissen, was er sich bei einem allfälligen Austritt einhandelt. Solange Farage und die Tory-Euro-Skeptiker dafür keine plausible Strategie präsentieren – was gar nicht so schwierig wäre –, werden sie verlieren. Aber auch sie lassen sich noch nicht in die Karten blicken.



Übertreibungen der britischen Art: Parteichefs Clegg, Farage.

Progressive Mitte mit Öko-Faktor

Von Christoph Mörgeli

Die um Eveline Widmer-Schlumpf herum konstruierte BDP erlebte in den Berner Stammlanden einen bösen Absturz. «Der Lack ist ab», urteilen heute die Lackierer von gestern. Also jene Medien, welche die ehrgeizige Bündnerin lange als Erlöserin von dem Bösen angebetet und zur «Schweizerin des Jahres» gekürt hatten. Jetzt verlor die BDP auf einen Schlag 11 ihrer 25 Berner Grossratsmandate. Die SVP ist mit 49 Sitzen stärker als vor der Spaltung. Doch BDP-Präsident Martin Landolt – eigentlich oberster Verantwortlicher für das Desaster – weiss im Nachhinein alles besser.

Die Berner BDP sei zu alt und zu konservativ, rügte Landolt in der NZZ. Nach Beispielen gefragt, meinte der Polit-Stratege aus dem Glarnerland: «Beispiele kann ich im Moment nicht nennen.» Allenfalls sei zu wenig durchgedrungen, «dass die BDP für eine ökologische Energiepolitik ohne Atomstrom stehe». Dafür ist durchgedrungen, dass mit Nationalrat Urs Gasche ein BDP-Mann im Verwaltungsratspräsidium des Kernkraftwerks Mühleberg sitzt. Jetzt «überdenkt» die BDP ihr «Marketing».

Klüger wäre ein Überdenken der politischen Inhalte. Wo steckt der einst als «Überdenker» angekündigte Samuel Schmid? Nun stürmen die Granden der Partei – einer «modernen, progressiven Kraft» – nach links. Denn in der «progressiven Mitte» gebe es noch ein Wählerreservoir. Die BDP denke einzig an ihren Machterhalt. Und nicht an die Schweiz. Parteipräsident Landolt meint trotz: «2019 will ich die Zehn-Prozent-Marke knacken.» Knacken womit? Mit einem knackigen Parteiprogramm? Mit einer knackigen Eveline Widmer-Schlumpf?

Wohl kaum, denn die BDP-Bundesrätin ist längst zur Hypothek geworden. Ihre Politik entlarvt das «B» wie «bürgerlich» als Etikettenschwindel. Sie verantwortet im Asylwesen Höchstzahlen und wütet orkanartig in ihrer Personalpolitik. Unter Personalchefin Widmer-Schlumpf kosten uns die Bundesbeamten seit 2007 eine Milliarde mehr. Die BDP-Ex-Ikone hat das Bankkundengeheimnis für Ausländer geschleift. Sie hat Gruppenanfragen zugelassen. Sie will den automatischen Informationsaustausch einführen. Sie verfolgt eine lupenreine SP-Finanzmarktstrategie.

Doch BDP-Präsident Martin Landolt ortet unter der zustimmenden Volksmehrheit vom 9. Februar «nationalsozialistische Rhetorik». Der Hahn kräht am kühnsten auf dem eigenen Mist.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Und jetzt die Landwirtschaft

Von Peter Bodenmann — Warum erzählt uns das De-Weck-Fernsehen die falschen Geschichten?



Will billige Knechte: SVP-Präsident Toni Brunner.

Das Schweizer Fernsehen hat einen grotten-schlechten Beitrag zum Tod des Steuerhinterzieher-Geheimnisses gesendet. Die Linke kam nicht zu Wort. Die Banken – allen voran Konrad Hummler – durften auf Tauchstation bleiben. Der Konflikt mit Deutschland blieb aussen vor. Nur Merz samt Herzinfarkt wurde durch den Kakao gezogen.

Wir sind immer zu spät, aber nie ganz zu spät. Deshalb konnte Grübel im Abspann zynisch festhalten, der Tod des Steuerhinterzieher-Geheimnisses habe ökonomisch dem Finanzplatz Schweiz gar nicht gross geschadet. Entgegen allen Prognosen von Blocher, Merz und Co.

Das nächste Theater beginnt. Die SVP hat die überschlampig formulierte Initiative gegen die Masseneinwanderung knapp gewonnen. Zu ihrer eigenen Überraschung. Vorerst kriechen ihr fast alle auf den Leim. Und diskutierten über Kontingente und die Wiedereinführung des Saisonierstatuts. Dabei ist die Ausgangslage klar: Die Schweiz ist über die bilateralen Verträge längst Bestandteil des EU-Binnenmarktes. Personenfreizügigkeit inklusive. Darum kann, wer die Zuwanderung bremsen und die Bilateralen retten will, keine Kontingente einführen.

Wer ab 2017 die Zuwanderung laut Vorgaben Amstutz pro Jahr von heute 80 000 Personen auf 40 000 Personen senken will, kann das Euro-kompatibel machen. Ohne von Brüssel auch nur die kleinste Extrawurst zu verlangen.

Ein Mindestlohn von 22 Franken pro Stunde – verbunden mit der Senkung der Lebensmittelzölle auf EU-Niveau – würde über Nacht einen Strukturwandel in der Landwirtschaft bewirken. Und die Kaufkraft der Haushalte mit kleinen und mittleren Einkommen um 3000 Franken pro Jahr erhöhen. Toni Brunner will das nicht, weil er für seine Bauern billige Knechte fordert. Cédric Wermuth auch nicht, weil er – wie die meisten in der SP – der Bauernpropaganda längst auf den Leim gekrochen ist.

Die französischen Bauern Dufeu in der Bretagne halten 57 Holsteiner Kühe. Die Familie hat sich drei Roboter angeschafft. Ihre Kühe werden automatisch gebürstet, gefüttert, gemolken und kontrolliert. Mit durchschlagendem Erfolg: Der Einsatz unökologischer teurer Medikamentesank auf die Hälfte. Die Milchleistung stieg von 25 auf 35 Liter pro Tag. Am Samstag und am Sonntag haben Monsieur und Madame Dufeu, die alles über ihr iPad steuern, frei.

Roger de Weck und Ruedi Matter müssten – mit Brunner, Wermuth und einem Kamerteam – die Familie Dufeu besuchen. An einem für diese innovativen Bauern arbeitsfreien Sonntag. Und berichten, wie Strukturwandel samt Produktivitätserhöhung umweltfreundlich die Nachfrage nach Arbeitskräften senkt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Cupcakes und Feen

Von Kurt W. Zimmermann — Zeitschriften laufen ganz gut am Kiosk, Zeitungen nicht. Der geneigte Leser und Nichtleser weiss, warum.

Die Zwillinge von Roger Federer sind inzwischen fünfjährig, aber in den Kindergarten gehen sie nicht. So steht es diese Woche in der *Schweizer Illustrierten* (SI).

Die Zwillinge von Roger Federer bekommen bald Geschwister, und womöglich sind es wieder Zwillinge. So steht es diese Woche in der *Glückspost*.

Ohne SI und *Glückspost* hätten wir von den neusten Entwicklungen in der Familie Federer nichts erfahren. Dies ist der grosse Vorteil der Zeitschriften gegenüber den Zeitungen. Zeitschriften erzählen Geschichten. Es sind Geschichten, die man sonst nirgendwo bekommt.

Zeitungen hingegen erzählen kaum Geschichten. Zeitungen verbreiten Nachrichten. Es sind Nachrichten, die man auch sonst überall bekommt.

Am Kiosk zeigt sich dieser Unterschied besonders deutlich. Zeitschriften verkaufen sich recht gut. Der Absatz von Tageszeitungen hingegen ist völlig eingebrochen.

Schauen wir einmal, welche Zeitungen und Zeitschriften sich im Jahr 2013 an den Deutschschweizer Kiosken am besten verkauften.

	Zeitungen	Zeitschriften
1	<i>Sonntagsblick</i>	<i>Neue Post</i>
2	<i>Blick</i>	<i>Freizeit-Revue</i>
3	<i>Sonntagszeitung</i>	<i>Glückspost</i>
4	<i>NZZ am Sonntag</i>	<i>Schweizer Illustrierte</i>
5	<i>Bild</i>	<i>In Touch</i>
6	<i>Tages-Anzeiger</i>	<i>TV vier</i>
7	<i>Bild am Sonntag</i>	<i>Neues Blatt</i>
8	<i>NZZ</i>	<i>Bunte</i>
9	<i>Basler Zeitung</i>	<i>Gala</i>
10	<i>Corriere della Sera</i>	<i>Die Aktuelle</i>

In absoluten Zahlen verkauft der *Sonntagsblick* am Kiosk 62 000 Exemplare, *Bruder Blick* im Schnitt 37 000 pro Tag. Zu den besten Zeiten waren es bei beiden mehr als hunderttausend Exemplare mehr. Ein *Tages-Anzeiger* kommt heute noch auf 5500 Stück pro Tag, eine *NZZ* gerade mal auf 3000. Die *Bild*, der stärkste Auslandstitel, setzt im Schnitt 7000 Exemplare ab.

Bei den Magazinen fällt zuerst auf, dass es hier eine grössere Masseneinwanderung aus Deutschland gibt. Auch die Auflagen liegen in höheren Dimensionen. Spitzenreiter *Neue Post* verkauft am Kiosk 27 000 Exemplare. Auch *Glückspost* und *Schweizer Illustrierte* liegen etwas über 20 000, die *Bunte* verkauft noch 15 000 Stück. Keine Chance auf die Top Ten hat ein ge-



Lebendiges Geschäft: Cupcake Heaven.

hobener Titel wie der *Spiegel*, der gerade mal 8000 Käufer findet.

Zeitschriften sind nie auf die Schnapsidee der Tageszeitungen verfallen und haben ihre Inhalte gratis aufs Internet gestellt. Sie sind darum ein lebendiges Geschäft geblieben. Über 5000 Magazine gibt es an Schweizer Kiosken. Allein im deutschsprachigen Raum starten jedes Jahr Dutzende von Titeln. Die letzten Neugründungen von 2014 hiessen etwa *Cupcake Heaven* (über Cupcakes) oder *Die Exklusivel* (über Prominente) oder *Flowee* (über Feen).

Magazine sind auch darum erfolgreicher, weil sie den Gesellschaftstrend der Segmentierung viel besser auffangen können. Das Publikum zerfällt zunehmend in Teilmengen. Immer kleinere Zielgruppen interessieren sich für immer kleinere Nischen, dafür interessieren sie sich umso brennender dafür. Zielgerichtete Zeitschriften können diese Nischen von Cupcakes bis Feen abdecken, breitgefächerte Zeitungen können das nicht.

Zeitschriften erscheinen darum neu und verschwinden wieder. Tageszeitungen verschwinden nur.

Die jüngste Schweizer Zeitschrift, unter dem Namen *Sept*, wurde vergangene Woche gestartet. Die jüngste klassische Tageszeitung der Schweiz, unter dem Namen *Tages-Anzeiger*, stammt von 1893.

Richtig essen

Von Beatrice Schlag — Was zum Teufel ist gesund?

David Agus möchte einige Säulen vermeintlich unanfechtbarer Ernährungserkenntnisse nieder, als er forderte: «Verschrotten Sie Ihre Saftpresse.» Auf den selbstgepres-



ten Saft aus Bio-Orangen am Morgen verzichten? Leider ist David Agus kein Mann, der Grund zu Misstrauen gibt. Er will einem nicht nur kein Alternativprodukt zur Saftpresse verkaufen. Er will einem gar nichts verkaufen. Der Onkologe, einer der renommiertesten der Welt, sagt lediglich: «Essen Sie die ganze Orange. Der Sauerstoff, mit dem die Frucht in Kontakt kommt, wenn Sie sie im Mixer oder in der Presse in Kleinstteile auflösen, macht fast alles zunichte, was Sie sich an Nährwerten erhoffen.» Er sagt nicht, unser hingebungsvoll selbstgepresster Orangensaft sei nicht der Mühe wert, wenn wir ihn gern trinken. Er sagt lediglich, dass wir uns von gepressten oder gemixten Zitrusfrüchten nicht viel Gesundes erhoffen sollen. Und dass wir besser kein halbes Kilo Bio-Jungspinat mit Jogurt zu einem Smoothie verarbeiten sollten, um die fünf geforderten Tagesrationen an Gemüse mit einem Drink abzuhaken. Mit solch grünen Megaportionen, wie auch immer geschreddert und womit auch immer gemischt, sind unsere Mägen offenbar hoffnungslos überfordert. Der Mensch ist kein Weidetier. Und sollte auch nicht versuchen, eines zu werden, was immer die Werbung an Gegenteiligem empfiehlt. Den ganzen Tag zu nuckeln ist gut für Kühe. Wir sitzen in Büros. Hier ein Getreideriegel, dort fünf Dörrfrüchte oder eine Handvoll Nüsse: alles ganz falsch.

So lernt der um vernünftige Nahrung Bemühte fast täglich neu: Das Schweinefleisch aus Italien lässt man besser liegen, weil möglicherweise trotz anderslautenden Angaben auf der Packung (Italien!) Hormone zugefüttert wurden. Und sind wir sicher, woher unser Olivenöl stammt? Früher standen auf den Flaschen die Regionen, in denen die Oliven abgepflückt wurden. Jetzt stehen da nur noch die Länder, in denen sie zusammengemixt werden. Ausgenommen davon sind die Läden mit den Boutique-Preisen.

Bei Kleidern sind wir deutlich nachsichtiger, was das Etikett angeht. Denn die, die man sich mit einem Durchschnittseinkommen leistet, kommen alle aus dem gleichen Land.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Angestellter in einem Betrieb, der praktisch ausschliesslich aus linken Bessermenschen besteht, in der Pause in der Cafeteria die *Weltwoche* lesen, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen? *Andreas Ruckstuhl, per Mail*

Und ob man das darf. Am befriedigendsten ist es, wenn man während der Lektüre fröhlich gluckst, quiekt, zufrieden seinen Kaffee schlürft, ein bisschen vor sich hin brummt, seufzt und nickt oder still bebend ganz lange in sich hinein kichert. Und dann lässt man die *Weltwoche* in der Cafeteria liegen. Um den Kontrast zu verstärken, kann man zur Abwechslung auch mal statt der *Weltwoche* die *Titanic* oder die *Gala* mit in die Kaffeepause nehmen und total gelangweilt drin rumblättern.

Andreas Thiel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Beamte haben das Ziel, den eigenen Gewinn (Lohn, Einfluss, Macht) zu maximieren.» *Alex Bieli*

Neue politische Ökonomie

Nr. 14 – «Des Staates hochdotierte Diener»; Christian Mundt über Beamtenlöhne

Die Neue Politische Ökonomie (NPÖ) liefert aufschlussreiche Erklärungen für die laufend steigenden Ausgaben der öffentlichen Hand und die Superlöhne. Die NPÖ untersucht, wie sich die einzelnen politischen Akteure verhalten, beispielsweise Beamte und Exekutivpolitiker. Die wichtigste These: Sie haben primär nicht das Gemeinwohl im Auge, sondern handeln wie Akteure in der freien Wirtschaft, also aus einer persönlichen Perspektive heraus mit dem Ziel, den eigenen Gewinn (Lohn, Einfluss, Macht) zu maximieren.

Doch im Gegensatz zur Privatwirtschaft stehen sie nicht im Wettbewerb; falsche Entscheidungen haben keinerlei negative Auswirkungen auf das eigene Portemonnaie oder auf den Arbeitsplatz. Ihr Einkommen, finanziert durch Steuergelder, nimmt auch bei Misswirtschaft und Ineffizienz von Jahr zu Jahr zu. Eine zweite interessante These der NPÖ: Beamte sind interessiert daran, ihre Budgets laufend zu erhöhen, denn damit können sie Einfluss und Prestige innerhalb der Verwaltung steigern, so zum Beispiel mit neuen Aufgabenbereichen, mehr Mitarbeitenden, höheren Lohnklassen und grösseren Büros. Ein schlagender Beweis dafür ist Brüssel mit seinem aufgeblähten, hochbezahlten Beamtenapparat von über 40 000 Angestellten. *Alex Bieli, Freienwil*

Unglaubliche Landeskirchen

Nr. 14 – «Staatsgeld für Muslime?»; Philipp Gut über die Kirchensteuer

Gratulation zu diesem gelungenen Artikel, der mir aus der Seele spricht. Dass gerade die sonst eher gottesferne Linke die Kirchensteuern für juristische Personen, wie sie in vielen Kantonen gefordert werden, nicht abschaffen will, ist klar, denn das Perverseste an denselben ist (zumindest im Kanton Zürich), dass diese für alles eingesetzt werden dürfen ausser für kultische Zwecke wie das Verkündigen des Evangeliums selbst. Wo «christlich» draufsteht, ist schon lange nicht mehr «christlich» drin. Nicht zuletzt, weil sich eigentlich auch aus der Bibellektüre eine Trennung von Kirche und Staat aufdrängen würde.

Es ist das Wesen der heute real existierenden unglaublichen Landeskirchen mit ihren Pfründen, das zur gegenwärtigen kulturellen Desidentifikation gegenüber dem christlichen Abendland führt. Fast scheint es so zu sein, dass den Mainstream-Medien der Laizismus unheimlich ist, weil er konservative Ansichten

wie diejenigen Huonders, der die kirchliche Autonomie predigt, plötzlich salonfähig macht oder die Strassenproteste im laizistischen Frankreich gegen die Homo-Ehe in ein anderes Licht stellt. Auch würde unsere Medienwelt kaum akzeptieren können, dass sich freikirchlich-konservative Kreise durch rein privatautonome, freiwillige Beiträge selbst finanzieren, während die rot-grün angehauchte Landeskirche dasselbe kaum vermögen würde. *Artur Terekhov, Zürich*

Eine solche Behandlung hat er nicht verdient

Nr. 14 – «Niedergang einer Vorzeige-Klinik»; Christoph Landolt über das Zürcher Uni-Spital

Das ist ein schöner Rufmord! Dieser Artikel lässt bei mir persönlich den Eindruck entstehen, dass die *Weltwoche* einfach nicht aus der publizistischen Schmutzdecke herauskommt. Ein seriöses Medium sollte sich meines Erachtens nicht auf Pamphlete – und sind sie auch zehn Seiten stark und wohl geschrieben von einem unzufriedenen Whistleblower – abstützen, sondern ganz einfach fair recherchieren und Fakten in einem Gesamtkontext darstellen. Vielleicht ist es befriedigend, wenn man Nackenschläge an hochkompetente Ärzte austeilen kann. Professor Battegay ist mir persönlich bekannt und verdient eine derartige Behandlung in keiner Art und Weise. Vielleicht wäre es sinnvoll, über eine Entschuldigung nachzudenken, aber möglicherweise gehe ich da schon viel zu weit. *Stephan Fricker, Oberwil*

Burkhalter hat sehr gut reagiert

Nr. 13 – «Tage der Wahrheit»; Urs Paul Engeler über Didier Burkhalter

«... wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet», dieses Schillerzitat hat den deutschen Bundespräsidenten Gauck wohl verleitet, Bundesrat Burkhalter auf die «Gefahren der direkten Demokratie» hinzuweisen, wo «überforderte Bürger komplexe politische Probleme nicht beurteilen können». Das ist in einer parlamentarischen Demokratie aber nicht anders. Demokratie heisst halt «Volks-herrschaft».

Gewählte Politiker sind nicht a priori gescheiter als ihre Mitbürger, aber sie sollten mehr Verantwortung tragen, dafür sind sie bezahlt. Zum Regieren erzogen war die Aristokratie. Zur Feudalherrschaft möchte Bundespräsident Gauck aber wohl nicht zurückkehren. Herr Burkhalter hat sehr gut reagiert: Er hat seinem Gast unmissverständlich erklärt, dass in unserem System jeder Bürger als souverän gelte und Europa ruhig ein biss-

chen mehr Schweiz vertragen könnte. In der *Weltwoche* war Burkhalter in lächerlicher Montur auf dem Titelblatt zu sehen, jetzt könnte man ihm auch einmal ein Kränzchen winden.

Direkte Demokratie bietet die grösste Meinungsfreiheit, da im Stimmvolk niemand, wie ein Parlamentarier oder Minister, an Parteiparolen und Interessen gebunden ist. Deswegen ist sie auch so spannend und immer für Überraschungen gut. Dass ein Teil unseres Bundesrates, besonders in EU-Angelegenheiten, Propaganda-Reisli im ganzen Land macht oder die Zahl der Unterschriften zu gering ist, die es braucht, um eine Initiative einzureichen, hat nichts mit dem System an sich zu tun, nur mit seiner mangelhaften Ausführung.

Ob Herr Burkhalter zu viel verdient oder nicht (*Weltwoche* Nr. 14), kann ich nicht beurteilen, aber was er gesagt hat, ist unbezahlbar.

Verena Guran-Fierz, Zumikon

Medienfilz entrümpeln

Nr. 13 – «De Weck muss in die SVP»;
Philipp Gut über die SRG

Ihr Kommentar verdient ein Ehrenkreuz. Mein Wunsch, bleiben Sie an diesem Thema dran. Wenn man es sich wohl überlegt, kann auch aus demokratischer und gesellschaftspolitischer Sicht kein Einwand gegen Ihre Gedanken

ins Feld geführt werden. Die Wahl wichtiger Exponenten auf der Führungsetage von SRF sollte unbedingt demokratischer gehandhabt werden. Dies wäre wohl der einzige Weg, um das staatliche Fernsehen und die Radioanstalt der Schweiz in die politische und gesellschaftliche Mitte zu rücken und vom linken Medienfilz zu entrümpeln. *Max Buholzer, Luzern*

Diplomatische Fehlleistung

Nr. 13 – Dossier: Putin;
von Michael Stürmer, Herfried Münkler u. a.

Danke für das erhellende und wie fast immer hervorragend recherchierte und präsentierte Dossier. Aufschlussreich bei der Auseinandersetzung um die Krim (Krise ist das falsche Wort) ist die Leistung der EU-Aussenministerin Catherine Ashton und des deutschen Aussenministers Steinmeier.

Er hat die richtigen Worte gefunden: Es wurde die Büchse der Pandora geöffnet. Nicht erwähnt hat er dabei, dass er selber hauptsächlich dafür verantwortlich ist. Es war wohl jedermann klar, dass Wladimir Putin nicht zulassen konnte, dass die Nato vor den Toren seines Schwarzmeer-Stützpunktes Stellung bezieht, denn wie man ja weiss, ist Nato drin, wo EU draufsteht. Steinmeier hat mit Ashton im Schlepptau den Aufschrei in Kiew dafür be-

nutzt, den Einflussbereich der EU und damit auch seinen bis an die Grenze Russlands ausdehnen zu können, und wurde dabei vom EU-Erweiterungskommissar Stefan Füle lautstark unterstützt.

Das Auftauchen von Ashton und Steinmeier auf dem Maidan war eine diplomatische Fehlleistung erster Ordnung. Ich hätte den Aufschrei, nicht zuletzt der Schweizer Medien, hören wollen, wäre der russische Aussenminister an einer prorussischen Demo in der Ostukraine aufgetreten und hätte den dortigen Demonstranten ähnliche Versprechen abgegeben wie die beiden in Kiew.

Nun wird die EU zur Kasse gebeten und darf bei der Euro-Druckmaschine eine Sonderschicht einlegen, während Putin seine versprochenen 15 Milliarden für die Entwicklung der Krim verwenden und damit für die Ostukrainer in Erinnerung bleiben wird. Dort allerdings hat die EU die weitere Entwicklung noch lange nicht im Griff, denn die Verantwortlichen der Ukraine werden ab sofort wie die Griechen beim deutschen Finanzminister Scheuble Rechenschaft ablegen müssen, und die ukrainische Bevölkerung selber wird sich noch wundern, welche Auswirkungen die Vorgaben der EU für sie, vor allem im nächsten Winter, haben werden. Die Büchse der Pandora bleibt offen. *Urs Fries, Seuzach*



Mehr Verkaufserfolg mit Direct Marketing: Auch das ist die Post.

Die Post macht viel mehr, als man denkt. Wir unterstützen Sie mit unseren Services rund um den Werbebrief. Von der Konzeption bis zum Response Management. Bewegen auch Sie Ihre Kunden:
post.ch/gelb-bewegt

DIE POST 
Gelb bewegt.

«Da geht das Herz etwas schneller»

Neues im Fall Mörgeli: Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft, die der *Weltwoche* vorliegen, belasten Iris Ritzmann und Flurin Condrau schwer. Der Verrat von Amtsgeheimnissen an den *Tages-Anzeiger* aus der Chefetage des Medizinhistorischen Instituts lässt sich erstmals detailliert belegen. *Von Philipp Gut*

Das Beweisstück ist eine CD-ROM von Philips, hat 700 Megabyte Speicherkapazität und trägt den unverdächtigen, von Hand geschriebenen Titel «CD Emails 2012». Sichergestellt haben die Ermittler den «optischen Datenträger» in der Wohnung von Professorin Iris Ritzmann, ehemalige Vizedirektorin des Medizinhistorischen Instituts der Universität Zürich (UZH) und Stellvertreterin von Institutschef Flurin Condrau.

Die unscheinbare CD, welche die Spezialisten der Firma Forensic Computing Services mit Sitz in Pfäffikon SZ im Auftrag der Zürcher Staatsanwaltschaft ausgewertet haben, ist das kriminalistische Herzstück im sogenannten Fall Mörgeli. Der Inhalt ist brisant und bestätigt bisherige Recherchen der *Weltwoche*. Zur Erinnerung: Der *Tages-Anzeiger* erhob am 11. September 2012 («Leichen im Keller des Professors») massive Vorwürfe gegen Christoph Mörgeli, Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei (SVP) und damals Konservator des instituts-eigenen Medizinhistorischen Museums. Die Zeitung berief sich auf vertrauliche Aussagen und Berichte, die nur aus dem Institut selber stammen konnten. Mörgeli verlor aufgrund dieser Indiskretionen seinen Job. Später entliess die Uni auch Iris Ritzmann, die verdächtigt wurde, amtsgeheime Informationen dem *Tages-Anzeiger* übergeben zu haben. Gegen Ritzmanns Entlassung protestierten Hunderte von Professoren (während sie zur Ausbootung Mörgelis geschwiegen hatten). Als Folge dieses Drucks der Belegschaft trat Uni-Rektor Andreas Fischer im November letzten Jahres zurück. Institutschef Flurin Condrau ist nach wie vor im Amt. Doch die jetzt zugänglichen Ermittlungsakten belasten auch ihn selber schwer.

Auf die von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmte CD brannte Iris Ritzmann den E-Mail-Verkehr, den sie mit dem *Tages-Anzeiger*-Journalisten Iwan Städler unterhielt. Die schriftlichen Kontakte beginnen am Donnerstag, den 6. September. Iwan Städler bittet Iris Ritzmann, ihn mal anzurufen. Der Journalist gibt seine Geschäfts- wie auch seine Mobilnummer an. Bereits am folgenden Tag sendet Ritzmann detaillierte Informationen. Als wäre nichts dabei, spricht sie über den geheimen Bericht einer Expertenkommission unter dem deutschen Medizinhistoriker Robert Jütte, der mit Mörgelis Tätigkeit ungewohnt scharf ins Gericht geht. Dass sie das Amtsgeheimnis verletzt, ficht sie offensichtlich nicht an. Im Gegenteil.

----- Original-Nachricht -----

Betreff:Akademischer Bericht 2011

Datum:Tue, 4 Sep 2012 17:00:38 +0200

Von:Städler Iwan <iwan.staedler@tages-anzeiger.ch>

An:<f.condrau@mhiz.uzh.ch>

Sehr geehrter Herr Condrau

Ich plane einen Artikel über die wissenschaftliche Leistung von Christoph Mörgeli. Dazu habe ich (vorerst) zwei Fragen:

- Könnten wir uns in nächster Zeit einmal treffen, um über dieses Thema zu sprechen?

- Ich finde auf Ihrer Webseite nur Akademische Berichte bis 2010. Existiert der Bericht 2011 noch nicht? Falls nein, warum nicht (immerhin schreiben wir bereits September 2012)? Falls ja, könnten Sie mir diesen zustellen?

Die Schwierigkeiten mit der Objektausleihe habe ich im Bericht nicht finden können. Könnten Sie etwas präziser werden?

Ein möglicherweise etwas **gesprächigerer Medizinhistoriker ist Volker Hess**, Prof. für Geschichte der Medizin in Berlin. Er hatte sich auch auf die Zürcher Stelle beworben.

Ebenfalls empfehle ich nochmals Prof. Heiner Fangerau in Ulm, Vorsitzender der DGMNT (Deutsche Ges. für Geschichte der Medizin, Naturwiss. und Technik) und des Fachverbands Medizingeschichte, also unserer "Gewerkschaft". Er ist m.W. auch an der Ausarbeitung von verbindlichen Kriterien zur Qualitätsbeurteilung von medizinhistor. Dissertationen.

Die Doktorandin, ehemals nur Jaggy, heisst zum Vornamen Aline. Vgl. <http://www.exclusive-weddings.ch/philosophie.html> oder http://www.zahnarzt-sebek.ch/team_ajaggy.htm. Sie wird vermutlich nur dann etwas aussagen, wenn sie sicher ist, dass ihre Diss. von M nicht angenommen werden kann. In der Adressdatei wurde ihr Eintrag 2003 erstellt.

Mit freundlichen Grüssen

iris ritzmann

den Wahlmodulen gestaffelt einschreiben, und die Infos über Abläufe und Daten sind ersichtlich. Falls Sie keinen Zugang erhalten, bitte meinen persönlichen benutzen: Universität Zürich anwählen, dann User = iritzm, PW = ztiRi.11. Bitte nicht weitergeben und nach dem Artikel definitiv löschen! Sie haben sonst Zugang zu meinen Lernressourcen, der Studentenadministration etc.

Uni-Generalsekretär ist Vater von Lukas Reimann und Bruder von Maximilian Reimann - beides Fraktionskollegen von CM.

«Bitte nicht weitergeben»: Korrespondenz von Condrau und Ritzmann mit dem *Tages-Anzeiger*.



Dynamik der Intrige: Mobbing-Opfer Mörgeli.

Professorin Ritzmann empfiehlt Gesprächspartner, die den geplanten und gemeinsam vorbereiteten Artikel aufmunitionieren könnten. «Ein möglicherweise etwas gesprächigerer Medizinhistoriker ist Volker Hess, Prof. für Geschichte der Medizin in Berlin. Er hatte sich auch auf die Zürcher Stelle beworben», schreibt Ritzmann am 7. September. Ebenfalls empfehle sie Prof. Heiner Fangerau aus Ulm. Überdies gibt Ritzmann eine Doktorandin von Christoph Mörgeli an, von der sie vermutet, dass sie kritisch über ihn berichten werde. «Sie wird vermutlich nur dann etwas aussagen, wenn sie sicher ist, dass ihre Diss. von M[örgeli] nicht angenommen werden kann», so Ritzmann.

Vizechefin gibt ihr Passwort heraus

Die Vizedirektorin und Stellvertreterin von Institutsleiter Flurin Condrau kommuniziert fast täglich mit dem Journalisten, manchmal sogar mehrmals pro Tag. Sie schreibt meist in den späten Abendstunden und immer von ihrem privaten E-Mail-Account aus. Eine Blindkopie der Nachrichten – auch das haben die Forensiker herausgefunden – legt Ritzmann jeweils in einem separaten Account mit der Adresse «nugugus@bluewin.ch» ab. Dieser gehört ihrem Ehemann Eberhard Wolff, dem Ritzmann selbst eine Anstellung am Institut verschafft hatte.

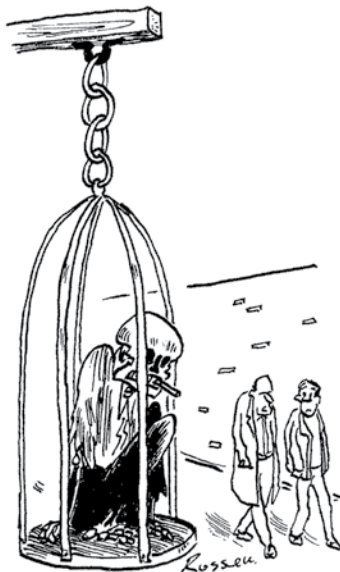
Alles nur Gugus? Die saloppe Bezeichnung täuscht über die Tragweite der Ereignisse hinweg. Die fortgesetzten Amtsheimnisverletzungen der Institutsvizektorin sollten bald schwerwiegende Folgen haben, für ihren direkten Untergebenen Mörgeli, aber auch für sie selber und für die Universität Zürich insgesamt. Am Abend des 7. September 2012 um 23.16 Uhr schreibt Ritzmann erneut an Städler. «Bleiben Sie dran!», spornet sie den Journalisten an.



«Bleiben Sie dran»: Drahtzieherin Ritzmann.

Um dem Journalisten auf die Sprünge zu helfen, scheut sich Ritzmann nicht, ihre persönlichen Zugangsdaten zur Online-Plattform Olat samt Passwort zur Verfügung zu stellen: «Falls Sie keinen Zugang erhalten, bitte meinen persönlichen benützen: Universität Zürich anwählen, dann User=iritzm, PW=ztiRi.11.» Ritzmann ist sich des Regelverstosses bewusst: «Bitte nicht weitergeben und nach dem Artikel definitiv löschen! Sie haben sonst Zugang zu meinen Lernressourcen, der Studentadministration etc.», warnt sie.

Mit der Herausgabe dieser Zugangsdaten verletzte Iris Ritzmann interne Bestimmungen



Die Anti-Raucher Kampagne ist aber ziemlich hart



«Eine andere Art von Professor»: Condrau.

gen. Der Umgang mit Log-in-Daten ist im Reglement für den Einsatz von Informatikmitteln geregelt. Dieses untersagt die Weitergabe von persönlichen Passwörtern. Zudem versties Ritzmann, wie ein der *Weltwoche* vorliegendes Schreiben des damaligen Interimsrektors Otfried Jarren vom 26. November 2013 ausführt, auch gegen Artikel 11 des erwähnten Reglements (Schutz der Daten vor Missbrauch von Dritten). Es sei «durchaus möglich, dass vertrauliche Dokumente/Informationen in Olat abgelegt werden (analog zu einem beliebigen Datei-Server)», so Jarren im zitierten Brief weiter. Potenziell seien vom Verrat der Zugangsdaten «mehrere hundert Systeme an der UZH betroffen».

Ritzmann stellte dem *Tagi*-Journalisten also einen virtuellen Freipass aus, den er nach Belieben nutzen konnte. Und sie tat es vorsätzlich. Für die Uni war diese verbotene Weitergabe des persönlichen Passworts einer der Entlassungsgründe.

«Brisant»: überall die SVP

Deutlich wird im E-Mail-Wechsel zwischen Ritzmann und Städler auch die politische Motivation der Kampagne. Unter der Betreffzeile «Brisant» berichtet der Journalist am 9. September 2012, zwei Tage vor Erscheinen des ersten Artikels: «Uni-Generalsekretär ist Vater von Lukas Reimann und Bruder von Maximilian Reimann – beides Fraktionskollegen von CM [Christoph Mörgeli, die Red.]» Was daran brisant sein soll, bleibt das Geheimnis des verschworenen Duos. Generalsekretär Kurt Reimann, ein parteiloser promovierter ETH-Ingenieur, gilt als ausgesprochen nüchterner und sachlicher Mensch. Ihm irgendeine politische Schlagseite andichten oder gar eine SVP-Seil-

Das ist m.W. nicht korrekt. Der Unibericht wurde zuerst im Email von Frau Datsomor an alle berichterstattenden Stellen (Email liegt Ihnen als Screenshot auf CD vor) gutgeheissen und die pdf-Erstellung des Berichts für Externe explizit aufgeführt. Erst im Anschluss daran erfolgte eine Rückfrage von unserer Seite, erst danach eine

Wow, ein extrem pointierter Artikel, den so leicht niemand zerpfücken kann! Herzliche Gratulation!!

Noch eine kleine Sache: Offenbar hat die Unileitung Condrau bereits herzitiert. Genaueres weiss ich noch nicht. Es scheint nun aber doch einiges ins Rollen zu kommen, aber hoffentlich nicht die falschen Köpfe!

Die "Lehrtätigkeit" vor Senioren ist nicht deshalb problematisch, weil die Studierenden älter sind, sondern weil die Veranstaltung nicht den Mindestanforderungen an Professionalität genügt. Insgesamt könnten Sie vielleicht darauf hinweisen, dass das Grundproblem in jedem Bereich in der fehlenden Qualität und Professionalität liegt. Aber vielleicht kommt das ja noch.

Also: Ganz grosses Bravo, hoffe auf spannende Reaktionen und dass wir in Verbindung bleiben!

Mir geht es soweit gut. Es ist nicht leicht, über Nacht zu einer nationalen Figur zu werden. Da geht das Herz dann etwas schneller.

Morgen kommt Teil zwei, in dem offenbar Fachkollegen zu Wort kommen und sich über die Person meines Mitarbeiters äussern werden. Ich weiss nicht, was berichtet werden wird. Ich

«Hoffentlich nicht die falschen Köpfe»: aus den Mails von Ritzmann und Condrau.

schaft an der Uni-Spitze ausmachen zu wollen, ist nachgerade absurd. Aber es zeigt den Geist, in dem die Kampagne geführt wird.

Im Stil einer Verschwörungstheorie bemerkt Iris Ritzmann, Generalsekretär Reimann, der ihr aufgrund seiner Verwandtschaftsbeziehungen verdächtig erscheint, sei an Besprechungen von Institutschef Condrau und der Uni-Leitung «mit anwesend» gewesen. «Auch in der Aufsichtskommission sitzt m.W. [meines Wissens, die Red.] eine SVP-Dame.» Wiederrum eine erstaunliche Aussage. Vermutlich meint Ritzmann den Universitätsrat, in dem allerdings keine «SVP-Dame» sitzt. Der einzige SVP-Vertreter im Uni-Rat, in dem die SP mit Bildungsdirektorin Regine Aeppli und Hochschulamtschef Sebastian Brändli den Ton angibt, ist Urs Oberholzer, ehemaliger Präsident des ZKB-Bankrats.

Aus einer weiteren E-Mail-Nachricht vom Sonntag, den 9. September, geht hervor, dass Journalist Iwan Städler zu diesem Zeitpunkt bereits im Besitz des vertraulichen Berichts der sogenannten Jütte-Kommission ist («Die Objektausleihe wird im Jütte-Bericht ange-tönt, ist aber nicht zentral»). Die Zürcher Staatsanwaltschaft verdächtigt Iris Ritzmann dringend, diesen Geheimbericht ebenfalls dem *Tages-Anzeiger* zugespielt zu haben.

Auch über den vertraulichen Akademischen Bericht 2011, den Institutschef Flurin Condrau verfasste und den die Uni-Leitung zurückhielt, weil er die Persönlichkeitsrechte von Christoph Mörgeli tangierte, gibt Iris

Ritzmann bereitwillig Auskunft. Erneut stört sie sich nicht am vertraulichen Charakter des Berichts, im Gegenteil. Sie händigt dem Journalisten sogar eine CD mit amtsgeheimen Daten aus, darunter Screenshots von internen E-Mails. Ob sich auf dieser CD, die Ritzmann Städler übergab, auch die erwähnten Berichte befanden oder ob diese dem *Tagi* auf anderen Wegen zugespielt wurden, ist Gegenstand der laufenden Ermittlungen der Staatsanwaltschaft.

«Wow, ein extrem pointierter Artikel»

Der Tag, an dem die Bombe im *Tages-Anzeiger* gezündet wird, rückt näher. Auch am Montag, den 10. September 2012, tauschen Iris Ritzmann und Städler mehrere E-Mails aus. Um 16.52 Uhr schickt der Journalist den Entwurf des Hauptartikels, der am folgenden Tag er-

«Also: Ganz grosses Bravo, hoffe auf spannende Reaktionen und dass wir in Verbindung bleiben!»

scheinen sollte. «Front folgt», fügt er an, also der Aufmacher auf der ersten Seite.

Iris Ritzmann ist begeistert. Überschwänglich lobt die Vizedirektorin und Stellvertreterin von Institutschef Flurin Condrau die journalistische Attacke auf ihren Kollegen und direkten Untergebenen Christoph Mörgeli. «Wow, ein extrem pointierter Artikel, den so leicht niemand zerpfücken kann! Herzliche

Gratulation!!», schreibt sie am 10. September um 18.15 Uhr.

Verschiedene Punkte möchte Ritzmann sogar noch verschärft wissen. «Insgesamt könnten Sie vielleicht darauf hinweisen, dass das Grundproblem in jedem Bereich in der fehlenden Qualität und Professionalität liegt», schreibt sie. Ihre Absicht ist es – wie die folgenden Zitate zeigen –, Christoph Mörgeli möglichst schlecht und Institutschef Flurin Condrau möglichst gut aussehen zu lassen. So schreibt Ritzmann weiter: «Sie erwähnen F. Condrau als Chef von M[örgeli], aber an dieser Stelle würde ich mindestens von ordentlichem Professor oder Lehrstuhlinhaber oder ähnlich sprechen, damit es den Leserinnen und Lesern klar wird, dass hier eine andere Art von Professor auftritt.» Der grosse, bedeutende Condrau soll dem kleinen, unbedeutenden Mörgeli gegenüberstehen.

Bezeichnenderweise stört sich Ritzmann auch daran, dass Mörgeli im Artikelentwurf als «wichtigster Mitarbeiter» des Instituts bezeichnet wird. Das sei «durchaus problematisch. Die Stelle des Konservators wäre an sich extrem wichtig, doch hat Condrau aus nachvollziehbaren Gründen M[örgeli] nicht zu seinem Vizedirektor gemacht. Nicht der Mitarbeiter, sondern die Stelle mit den zugehörigen Aufgaben und Verantwortungsbereichen wären wichtig», so Ritzmann. Sie weiss, wovon sie spricht: Vizedirektor ist nicht Christoph Mörgeli geworden, sondern sie selber.

Der *Tagi* liess sich einspannen

Am Schluss ihrer Anmerkungen und Kommentare platziert Ritzmann noch einmal ein furioses Lob: «Also: Ganz grosses Bravo, hoffe auf spannende Reaktionen und dass wir in Verbindung bleiben!» Die Dankbarkeit gegenüber dem Journalisten, der sich bereitwillig und passgenau für ihre intriganten Zwecke einspannen liess, ist mit Händen zu greifen. *Embedded journalism* der anderen Art. Dafür hat Iwan Städler den Zürcher Journalistenpreis 2013 bekommen.

Später am Abend schickt Städler noch den versprochenen Frontanriss. Ritzmann jubiliert erneut. «Ich freue mich sehr, dass Sie den Mut gefunden haben, das Schlamassel mal aufzubringen!», schreibt sie. Wie sehr sie der Publikation des Artikels entgegenfiebert, zeigen nicht weniger als drei Fragezeichen, die sie hinter die entsprechende Frage setzt («Wann soll der Artikel denn nun erscheinen???»).

Am Ende verrät Ritzmann weitere Universitäts-Interna, eine «kleine Sache», wie sie es nennt: «Offenbar hat die Uni-Leitung Condrau bereits herzitiert. Genaueres weiss ich noch nicht. Es scheint nun aber doch einiges ins Rollen zu kommen, aber hoffentlich nicht die falschen Köpfe!»

Es sollte nicht ganz so kommen, wie es sich Iris Ritzmann vorgestellt hatte. Die «kleine Sa-

che» wuchs sich zu einer der grössten Affären in der Geschichte der Zürcher Universität aus. Zwar schaffte es Ritzmann, ihren Kollegen und Untergebenen Christoph Mörgeli durch gezielte Indiskretionen und Anschuldigungen in der Presse loszuwerden. Doch der Dynamik der von ihr entfesselten Intrige fiel auch sie selber zum Opfer. Am Ende traf es sogar den obersten Chef der Uni, Rektor Andreas Fischer.

Was mit Flurin Condrau passiert, ist noch offen. Der Institutsleiter wusste seit längerem von der geplanten Kampagne gegen Institutsmitarbeiter Christoph Mörgeli und hat nichts gegen sie unternommen. Aussagen verschiedener Akteure belasten auch ihn. So sagte *Tagi*-Journalist Iwan Städler in einem Interview auf *Newsnet*, er habe für seine Recherchen auch mit Institutschef Condrau Kontakt gehabt. Aufhören liessen zudem Äusserungen Iris Ritzmanns in der *NZZ*. Sie sprach dort von der CD, welche die Staatsanwaltschaft jetzt ausgewertet hat. Darauf habe sie «fein säuberlich» alle einschlägigen E-Mails gebrannt, um diese später mit ihrem Chef «im Sinne einer Manöverkritik durchzugehen», sagte Ritzmann. Das kann nur heissen, dass Institutschef Condrau in das «Manöver» gegen Mörgeli involviert war. Manöverkritik ist Chefsache.

Über diese bekannten Indizien hinaus ist die Staatsanwaltschaft im Besitz von weiteren Ermittlungsakten, die Condraus Verstrickung in den Fall belegen. Bereits am 4. September 2012, eine Woche vor der Publikation der ersten Artikel im *Tages-Anzeiger*, bat Journalist Iwan Städler den Institutsleiter per E-Mail um ein Treffen. Er erwähnte explizit, dass er «einen Artikel über die wissenschaftlichen Leistungen von Christoph Mörgeli» plane. Spätestens ab diesem Zeitpunkt war Condrau also im Bild. Städler stellte Fragen, die unmittelbar das Amtsgeheimnis betreffen. Er wollte wissen, warum der Akademische Bericht 2011 noch nicht publiziert wor-

den sei, und bat Flurin Condrau, ihm den (vertraulichen) Bericht zuzustellen. Ob Condrau das amtsgeheime Dokument persönlich herausgegeben hat, müssen die laufenden Ermittlungen klären.

Forensisch gesichert ist folgender Sachverhalt: Gleich am nächsten Morgen leitete Flurin Condrau die E-Mail-Anfrage des *Tagi*-Journalisten an zwei Fachkollegen weiter, die im weiteren Verlauf der *Tages-Anzeiger*-Kampagne ebenfalls eine Rolle spielen sollten: an die Medizinhistoriker Hubert Steinke (Bern) und Vincent Barras (Lausanne). «Am besten halten wir uns auf dem Laufenden», schreibt Condrau. Offensichtlich tauschten sich die Kollegen über den bevorstehenden medialen Angriff gegen Christoph Mörgeli aus.

Die Intrige reicht bis Bern und Lausanne

Tatsächlich waren Steinke und Barras frühzeitig und aktiv an der Anti-Mörgeli-Kampagne des *Tages-Anzeigers* beteiligt. Als am 11. September der erste Artikel erschien, wurde für den folgenden Tag bereits ein zweiter angekündigt. Dieser erschien am 12. September 2012.

«Es ist nicht leicht, über Nacht zu einer nationalen Figur zu werden», schreibt Condrau.

Als Kronzeugen gegen Christoph Mörgeli traten Hubert Steinke und Vincent Barras auf. Die beiden Condrau-Vertrauten wurden im Bild gezeigt und gleich im ersten Abschnitt prominent zitiert: ««Wir nehmen Herrn Mörgeli nicht als aktives Mitglied unseres Fachs wahr», sagt Prof. Hubert Steinke, Direktor des Instituts für Medizingeschichte an der Uni Bern. Genauso sieht es Prof. Vincent Barras, der das Medizinhistorische Institut der Uni Lausanne leitet», so der *Tages-Anzeiger*. Das Blatt präsentierte die beiden Medizinhistoriker als unab-

hängige und neutrale Experten. In Tat und Wahrheit waren sie – wie die von der Staatsanwaltschaft bei Flurin Condrau sichergestellten E-Mails zeigen – Teil einer orchestrierten Mobbingkampagne von oben, die Institutschef Condrau und Vizechefin Iris Ritzmann gegen ihren Untergebenen Christoph Mörgeli betrieben.

Condraus Geständnis

Interessieren dürfte die Ermittler auch, was Flurin Condrau am Dienstag, den 11. September, also am Publikationstag des ersten *Tagi*-Artikels, an die Kollegen Beatrix Patzak (Wien) und Thomas Schnalke (Berlin) schrieb. Der *Tages-Anzeiger* habe «einen langen, fast zweiseitigen Artikel über mein Problem gebracht und dabei ausführlich aus internen, nicht veröffentlichten Dokumenten zitiert», so Condrau. Freimütig gesteht er: «Die Hauptaussagen stammen von mir bzw. aus meinen Berichten [...].»

Das sind erstaunliche Aussagen für einen Lehrstuhlinhaber und Institutschef der Universität. Die Ermittlungsakten zeigen: Flurin Condrau war schon damals bewusst, dass die Herausgabe der Daten aus dem Institut mehrfach den Straftatbestand der Amtsgeheimnisverletzung erfüllte. Er unternahm nichts dagegen, im Gegenteil. Die E-Mails, welche die Staatsanwaltschaft beschlagnahmte, belegen, dass der Chef persönlich an der hinterhältigen Intrige gegen seinen Untergebenen Christoph Mörgeli beteiligt war. In der sichergestellten Korrespondenz verliert Condrau kein einziges Wort des Bedauerns. Dafür spricht er von seinem persönlichen Befinden. «Mir geht es soweit gut», schreibt Flurin Condrau am Abend jenes Tages, an dem die Pressekampagne anrollte, an die Kollegen Patzak/Schnalke. Und weiter: «Es ist nicht leicht, über Nacht zu einer nationalen Figur zu werden. Da geht das Herz dann etwas schneller.» ○



Die Schweiz – ganz unser Fall.

Volg ist im Dorf daheim – auch in der Westschweiz. Seit Jahrzehnten stehen wir wie ein Fels in der Brandung für typisch schweizerische Werte ein. Mit ein Grund, warum Volg immer mehr Kunden gefällt.

Volg. Im Dorf daheim.

Volg
frisch und fründlich



Das Bundesamt für Migration nimmt seine Aufsichtspflicht nur ungenügend wahr.

Auch Arbeitslose dürfen bleiben

Ein lückenhaftes Informationssystem, mangelnde Koordination und eine nicht funktionierende Oberaufsicht: Ein Bericht des Bundes deckt gravierende Mängel bei der Umsetzung des Freizügigkeitsabkommens beim Bundesamt und bei den Kantonen auf. *Von Christian Mundt*

Der Vollzug der Personenfreizügigkeit in der Schweiz ist ungenügend. Im Abstimmungskampf zur Masseneinwanderungsinitiative wurden verschiedene Probleme und Missbräuche aufgedeckt. Das vom Bundesrat immer wieder beschworene Bild eines Vertrags, der nur Vorteile, aber kaum Nachteile mit sich bringe, wurde erstmals getrübt.

Vergangenen Freitag stellte nun die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrats ihren Bericht über den Aufenthalt von Ausländern unter dem Personenfreizügigkeitsabkommen (FZA) vor. Dieser Bericht basiert auf einer Evaluation der Parlamentarischen Verwaltungskontrolle (PVK). In der Evaluation werden einige der im Vorfeld der Abstimmung publik gewordenen Missstände bestätigt. Sie datiert vom 6. November 2013. Für Befremden sorgte ihre Publikation knapp zwei Monate nach der Abstimmung. Dieses Datum entspricht zwar dem

vorgesehenen Zeitplan, denn vor der Veröffentlichung werden solche Berichte von verschiedener Seite her eingesehen. Offiziell wurde die GPK vom frühen Abstimmungstermin überrascht: Bevor der Bundesrat am 9. Oktober 2013 die Vorlagen für die Abstimmung vom 9. Februar bekanntgab, wurde allgemein davon ausgegangen, dass die SVP-Initiative erst zum Mai-Termin dem Volk vorgelegt wird.

Die SVP-Vertreter in der GPK wollten nach Bekanntwerden der neuen Ausgangslage die Veröffentlichung der Evaluation vorziehen. Offenbar sprach sich aber eine knappe Mehrheit der Kommission dagegen aus. Mit zahlreichen Fragen habe zudem SP-Fraktionschef Andy Tschümperlin die Beratungen innerhalb der GPK zusätzlich verzögert, um eine vorzeitige Publikation zu verunmöglichen.

In der Evaluation verknüpfte die Verwaltungskontrolle die Daten von verschiedenen

Behörden, um eine möglichst umfassende Aussage über die Situation der Zugewanderten zu bekommen. Verwendet wurden Datensätze aus den Jahren 2002 bis 2010, einzelne Daten stammen von 2011. Dies schränkt die Aussagekraft ein: Für die EU-Oststaaten (EU-8) galt das Kontingentssystem bis April 2011, für die alten EU-Staaten bis Mai 2007, wobei seither (und noch bis Mai dieses Jahres) die Ventilklausel aktiviert ist. Die neueren Entwicklungen der Personenfreizügigkeitsmigration sind somit in der Evaluation nicht erfasst. Gerade diese wären aber wichtig, da sich über die Jahre eine Veränderung der Migration abzeichnet: Die Zuwanderung aus den umliegenden Ländern, insbesondere aus Deutschland, geht seit 2010 zurück. Gleichzeitig steigt die Zuwanderung aus südeuropäischen Staaten an.

Die Evaluation zeigt, dass es sich «primär um eine Arbeitsmigration» handelt. 57 Prozent der

unter dem Freizügigkeitsabkommen (FZA) Zugewanderten sind konstant erwerbstätig, 17 Prozent mit Unterbrüchen; ein Viertel der Zuwanderer hat demnach nie gearbeitet. Zu Beginn des Freizügigkeitsabkommens bezogen nur sehr wenige der Zugewanderten eine Arbeitslosenentschädigung. Die Quote stieg im Laufe der Zeit aber markant an und liegt seit 2008 über derjenigen für Schweizer (siehe Grafik). Dies wird darauf zurückgeführt, dass Personen aus den Südländern überdurchschnittlich häufig in Branchen mit unsicheren Arbeitsverhältnissen beschäftigt sind und so schneller arbeitslos werden. Rund 0,5 Prozent der FZA-Zugewanderten bekommen trotz einer festen Arbeitsstelle staatliche Ergänzungsleistungen ausbezahlt.

Je länger die Aufenthaltsdauer, umso höher die Quote derjenigen Zuwanderer, die Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe bekommen. Denn mit steigender Aufenthaltsdauer steigt auch die Berechtigung zum Leistungsbezug.

Jeder fünfte Zuwanderer, der, um überhaupt einreisen zu können, über einen Arbeitsvertrag verfügen müsste, wird in der Schweiz nie erwerbstätig. Acht Prozent der Zuwanderer, die mit dem Aufenthaltszweck «Erwerbstätigkeit» einreisen, bleiben mehr als ein Jahr im Land, obwohl sie nie hier gearbeitet haben. Weitere dreizehn Prozent derer, die zum Arbeiten in die Schweiz kommen, sind mindestens die ersten zwei Monate nach ihrer Einreise arbeitslos. Wer sich mit Einreisegrund «Erwerbstätigkeit» in der Schweiz aufhält, bekommt Zugang zu den Sozialleistungen (namentlich Sozialhilfe). Dies schreibt der Europäische Gerichtshof (EuGH) mit Verweis auf die Antidiskriminierungsrichtlinie vor. Die Befürworter der Personenfreizügigkeit betonten immer, dass nur kommen könne, wer tatsächlich auch hier arbeite. In der Evaluation werden die Aussagen der Bundesbehörden in diesem Punkt kritisiert: «So wurde beispielsweise nicht transparent kommuniziert, dass das Aufenthaltsrecht der Zuwanderer auch im Falle eines Sozialleistungsbezugs nur unter ganz bestimmten und relativ engen Voraussetzungen beschränkt werden kann», schreibt die PVK.

Kritisiert wird in der Evaluation insbesondere der Vollzug der Personenfreizügigkeit. Für die Vergabe der Aufenthaltsbewilligungen sind die Kantone zuständig. Um die Voraussetzungen für einen Aufenthalt in der Schweiz zu überprüfen, braucht es einerseits eine Meldepflicht, andererseits den Austausch zwischen den Behörden. Die gesetzlichen Grundlagen dafür seien entweder spät oder überhaupt nicht geschaffen worden. Ohne diese ist es den Migrationsbehörden nicht oder nur in Einzelfällen möglich, von den Sozialämtern zu erfahren, ob jemand Arbeitslosengeld, Sozialhilfe oder Ergänzungsleistungen bezieht. Diese Informationen sind aber für eine Beschränkung des Aufenthaltsrechts in der Schweiz nötig. Der heutige Zustand öffnet

Tür und Tor für Missbrauch. Als Informationsgrundlage wurde eine Informationssoftware namens «Zemis» implementiert. «Weil die Konzeption von «Zemis» nicht genügt und auch bezüglich Datenqualität Mängel bestehen, verfügt der Bund aber nicht über die notwendigen Informationsgrundlagen», heisst es dazu in der Evaluation. So wird beispielsweise nicht erfasst, wer im Rahmen des Familiennachzugs die nachziehende Person ist. Allerdings ist nicht nur das System ungenügend. Dessen Verwaltung durch die Kantone weist ebenfalls Mängel auf. Im Extremfall wird der Wegzug einer Person erst ein halbes Jahr später im System registriert.

Falsch ausgestellte Bewilligungen

Gemäss der Untersuchung bestehen zwischen den Kantonen erhebliche Unterschiede in der Vergabepaxis der Aufenthaltsbewilligungen, insbesondere bei den C-Bewilligungen. Diese Niederlassungsbewilligung wird nach mindestens fünfjährigem Aufenthalt und aufgrund gewisser Kriterien erteilt. Sie berechtigt zum unbeschränkten Aufenthalt in der Schweiz, also auch bei Arbeitslosigkeit.

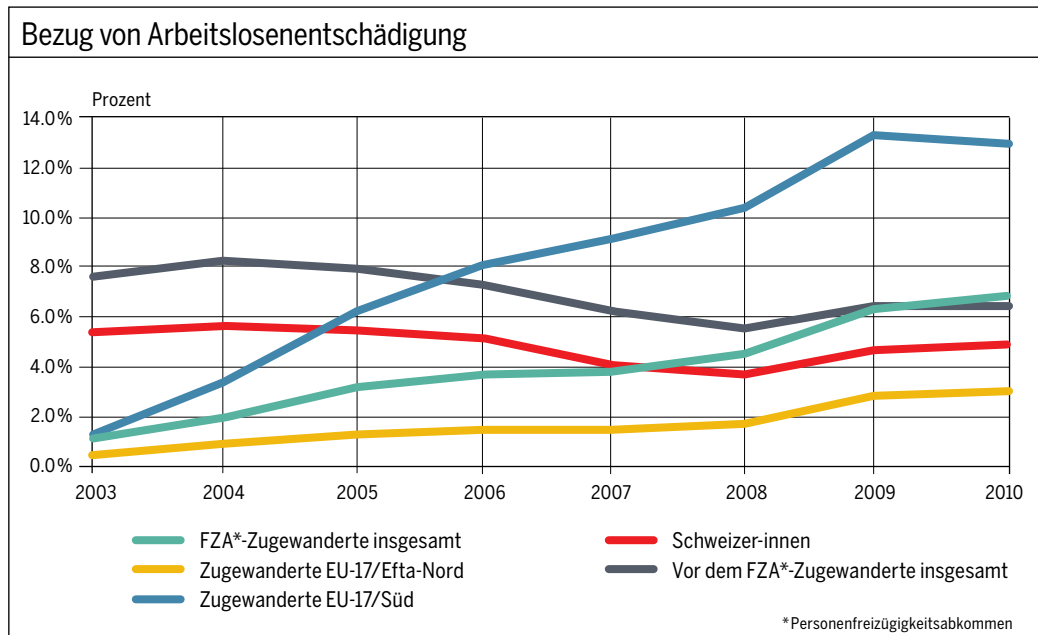
Die erste, normale Aufenthaltsbewilligung ist die B-Bewilligung, die maximal fünf Jahre gültig ist. Im Gegensatz zur C- kann eine B-Bewilligung beispielsweise im Falle von Arbeitslosigkeit beschränkt und später entzogen werden. Wenn Zugewanderte nach ihrer ersten B-Bewilligung diese erneuern wollen, bekommen sie – je nach Kanton – in 15 bis 65 Prozent der Fälle direkt die bessere C-Bewilligung. Wer keine C-Bewilligung erhält, muss sich weitere fünf Jahre mit einer B-Bewilligung abfinden.

Weitere Probleme in der Bewilligungspraxis: Vier Prozent derjenigen, die zur Stellensuche in die Schweiz eingereist sind, haben eine B-Bewilligung. Korrekterweise müssten diese Personen aber, da sie über keinen Arbeitsvertrag verfügen,

eine L-Bewilligung erhalten. L-Bewilligungen sind auf maximal ein Jahr beschränkt. Mit einer (falsch vergebenen) B-Bewilligung können die Stellensuchenden hingegen fünf Jahre im Land bleiben. Die Gründe für diese falsch ausgestellten Bewilligungen seien nicht bekannt, heisst es im Evaluationsbericht. Von allen Personen, bei denen eine Beschränkung des Aufenthalts theoretisch möglich gewesen wäre, haben die Behörden diese in geschätzten 60 bis 80 Prozent der Fälle nicht ergriffen. Auch dafür sind die Gründe nicht bekannt. Allerdings muss ergänzt werden, dass bei maximal fünf Prozent der Eingewanderten eine solche Möglichkeit bestanden hätte, was rund 36 000 Personen entspricht. Die tatsächliche Zahl dürfte aber deutlich tiefer liegen, da ein Grossteil dieser Personen «aufgrund anderer einzelfallspezifischer Besonderheiten» ein Aufenthaltsrecht hätte geltend machen können.

Verantwortlich für die Aufsicht wäre das Bundesamt für Migration (BfM). Dieses übt seine Aufsicht aber nur ungenügend aus, wie es in der Evaluation weiter heisst. So nutze das BfM «weder «Zemis» noch andere Instrumente, um sich einen Überblick über die kantonale Bewilligungspraxis zu machen». Das BfM sei nicht umfassend über den Vollzug in den Kantonen informiert, heisst es weiter. Das BfM sieht sich demnach auch nicht in der Verantwortung, da die Aufsichtspflicht im Gesetz nicht klar geregelt ist. So hat es das BfM bisher auch verpasst, zu definieren, wann ein Entzug der Aufenthaltsbewilligung wegen Arbeitslosigkeit überhaupt möglich ist.

Basierend auf der Evaluation der PVK, hat die GPK des Nationalrats neun Empfehlungen zur Verbesserung ausgearbeitet. Der Bundesrat wird aufgefordert, bis im August Stellung zu nehmen und Vorschläge zur Umsetzung zu präsentieren. Dabei soll das Umsetzungskonzept der Masseneinwanderungsinitiative mit einbezogen werden. ○



Südländische Einwanderer werden schneller arbeitslos.

QUELLE: Evaluation der Parlamentarischen Verwaltungskontrolle zum Aufenthalt von Ausländerinnen und Ausländern unter dem Personenfreizügigkeitsabkommen vom 6. November 2013

Propaganda academica

Die Universitäten sehen sich als unabhängige und der Objektivität verpflichtete Institutionen. An den Hochschulen wimmelt es aber von Professoren und Dozenten, die Politik betreiben. Diese kommt oft unter dem Etikett «Ethik», «Gender» oder «Nachhaltigkeit» daher. *Von Alex Reichmuth*

Wer als junger Mensch an eine Hochschule geht, erhofft sich Horizonterweiterung, universitäre Bildung und akademischen Weitblick. Die Universitäten selber verstehen sich als Hort des klaren Denkens und der unbestechlichen Objektivität. Blättert man aber die Vorlesungsverzeichnisse durch und verfolgt, wie sich manche Professoren und Dozenten zu aktuellen wirtschaftlichen oder politischen Fragen äussern, kommen Zweifel auf.

Auffällig ist, dass viele Hochschul-Exponenten ihre Nase in den Wind zu halten scheinen, um gesellschaftliche Modetrends zu erspüren. Sie fabulieren von einer nachhaltigen Lebensweise, die derzeit en vogue ist. Sie propagieren ethische Betrachtungen, die immer gut ankommen. Oder sie forschen zu Geschlechterthemen, die total angesagt sind. Was an den Universitäten als «wissenschaftlich» daherkommt, ist aber oft simple politische Stimmungsmache – meist aus einer linken Sichtweise. Naturwissenschaftler weibeln für eine unrealistische Umweltpolitik, Ökonomen machen Propaganda für extreme Wirtschaftsmodelle und Philosophen wettern gegen missliebige Volksentscheide. Dabei sind Hochschulen öffentlich finanziert und sollten sich nicht von gesellschaftlichen Strömungen instrumentalisieren lassen. Hier eine unvollständige Liste von Uni-Dozenten, die durch politische Aktivitäten auffallen.

Christa Tobler, Professorin am Europainstitut der Universität Basel — Das Basler Europainstitut ist eine Art extraterritoriales Gebiet der EU. Verlautbarungen des Instituts sind stets stramm pro Union und gegen die Schweizer Selbstbestimmung. Christa Tobler, Professorin für Europarecht, ist die eifrigste Fürsprecherin des Instituts. In ihren Augen hat die EU «enorme Verdienste für diesen Kontinent». Der Schweiz wirft sie hingegen Rosinenpickerei vor. Dass Tobler nach dem Ja der Schweiz zur Einwanderungsinitiative laut eigenem Bekunden schlecht geschlafen hat, erstaunt nicht. Gegenüber dem *Tages-Anzeiger* stellte sie im März fest, dass alle Umsetzungsvorschläge zur Einwanderungsinitiative mit den gültigen europäischen Verträgen unvereinbar seien. Man möchte Tobler zurufen, dass es eben gerade um eine Abänderung der geltenden Verträge geht. Dass die EU die Schweiz nach dem Abstimmungs-Ja aus ihren Bildungs- und Forschungsprogrammen geworfen hat, folgte gemäss Tobler «einem logischen Sachzusam-

menhang, dem sich die EU nach ihrer eigenen Ordnung nicht entziehen kann». Die Juristin scheint nicht mitbekommen zu haben, dass die Union etliche Staaten bei diesen Programmen mitmachen lässt, von denen sie im Gegensatz zur Schweiz keinen freien Personenverkehr fordert – etwa die Türkei oder Israel. Letztes Jahr hat Christa Tobler, die auch im niederländischen Leiden doziert, den Europapreis der Neuen Europäischen Bewegung Schweiz (Nebs) bekommen. Die Nebs ist eine Lobbyorganisation für den EU-Beitritt der Schweiz. Man dankt für die Klärung.

Andrea Maihofer, Leiterin des Zentrums für Geschlechterforschung an der Universität Basel — Andrea Maihofer kann es nicht hinnehmen, dass Mädchen mit Barbies und Buben mit Baukästen spielen. «Es ist ein Teufelskreis», meinte sie kürzlich zur Tatsache, dass es Spielzeug gibt, das sich spezifisch an ein Geschlecht richtet. Weil junge Männer und Frauen trotz jahrzehntelanger Gleichmacherei höchstens ausnahmsweise eine geschlechtsuntypische Ausbildung wählen, will Maihofer die Berufs-

Viel Wirbel ausgelöst hat letztes Jahr der Workshop «Do it yourself: Sextoys basteln».

wahl schon in der Primarschule zum Thema machen. Wie die Welt aus der Sicht der gebürtigen Deutschen aussehen müsste, ist am Programm ihres Zentrums für Geschlechterforschung abzulesen. Da gibt es etwa einen Kurs über «geschlechtersensibles journalistisches Schreiben» und ein Seminar namens «Gender im Museum». Bei Letzterem spüren die Teilnehmer «Geschlechterverhältnissen» im Naturhistorischen Museum Basel nach und decken «Machtpositionen» hinter den Ausstellungen auf.

Viel Wirbel ausgelöst hat letztes Jahr der Workshop «Do it yourself: Sextoys basteln» der Basler Fachgruppe für Gender Studies. Die Studentinnen lernten dabei, aus Gurken, Rüebli und Seifen Dildos und anderes Sexspielzeug zu schnitzen. Das Angebot war durchaus kapitalismuskritisch zu verstehen – denn die Bastelei sollte zeigen, dass man bei Sexspielen nicht auf kommerzielle Angebote angewiesen ist. Eiligst versicherte darauf die Basler Regierung im Kantonsparlament, es sei kein öffentliches Geld in die akademische Dildo-Session geflossen. Tatsache ist, dass die Aktion im Namen von Maihofers

Zentrum für Geschlechterforschung und der Universität Basel durchgeführt worden ist, die durch die Steuerzahler finanziert sind.

Rolf Wüstenhagen, Direktor des Instituts Wirtschaft und Ökologie, Universität St. Gallen — Was auch immer passiert – Rolf Wüstenhagen propagiert Alternativenergie. Als vor einem Jahr in Deutschland erneuerbare Quellen kurzfristig mehr Strom lieferten als konventionelle Kraftwerke, war das für ihn der Beleg, «dass man tatsächlich etwas erreichen kann, wenn man einige Jahre lang konsequent einen Weg verfolgt».

Tags darauf war der Himmel zwar wieder von Wolken geprägt, und Wüstenhagens Herkunftsland musste auf Kohle- statt Solarstrom zurückgreifen. Davon lässt sich der St.Galler Sonnenkönig aber nicht beeindrucken – genauso wenig wie von der geplatzten Investitionsblase in der Solarstrom-Branche. «Langfristig ist das Exportpotenzial weiterhin gross», wischte er letztes Jahr die Serie an Firmenpleiten weg. Er ist überzeugt, dass man mit Wind- und Sonnenstrom sogar politische Konflikte lösen kann. Im Projekt Desertec mit dem Ziel, Solarstrom aus Nordafrika nach Europa zu liefern, erkennt Wüstenhagen nicht etwa die Gefahr, von instabilen Ländern abhängig zu werden, sondern ein «Instrument der Aussenpolitik, um die Region zu stabilisieren».

Selbst die Krim-Krise lässt sich aus seiner Sicht mit Energiesparen lösen. Die EU solle, regte er an, in der Ukraine «ein Impulsprogramm für Energieeffizienz» anstossen – denn: «Ginge die Ukraine so effizient mit der Energie um wie die Schweiz, dann wäre sie nicht mehr auf Russland angewiesen.» Allerdings dürfte in der bankrotten Ukraine das nötige Geld für Effizienzmassnahmen kaum vorhanden sein. Wüstenhagens Röhrenblick erstaunt nicht, ist sein Lehrstuhl doch von Good Energies finanziert, einer der grössten Investmentfirmen für erneuerbare Energie.

Andrea Schenker-Wicki, Prorektorin Universität Zürich — Die Universität Zürich führt bereits ein eigenes «Zentrum für Unternehmensverantwortung und Nachhaltigkeit». Auch finden regelmässig «Nachhaltigkeitswochen» statt. Doch damit nicht genug. Neu verpflichtet die Uni einen «Delegierten für Nachhaltigkeit» und erfüllt so eine Forderung des Zürcher Studierendenverbands. Viel Druck musste der linke Verband nicht ent-



Gegen die Schweizer Selbstbestimmung: Christa Tobler, Professorin an der Uni Basel.



«Teufelskreis»: Gender-Spezialistin Maihofer.



Solarstrom aus Afrika: Direktor Wüstenhagen.



«Nachhaltigkeitswochen»: Schenker-Wicki.



«Bewusst konsumieren»: Professor Wettstein.



«Postwachstums-Gesellschaft»: Dozentin Seidl.



«Korrigieren»: Philosoph Kohler.

wickeln, denn mit Prorektorin Andrea Schenker-Wicki hat er eine Verbündete in der Uni-Leitung. Es habe sich gezeigt, «dass die verschiedenen Nachhaltigkeitsaktivitäten untereinander kaum vernetzt sind, auch weil eine zuständige Ansprechperson fehlte», rechtfertigte die Ökonomieprofessorin den neuen Nachhaltigkeitsdelegierten. Was dieser konkret macht und was er kostet, ist nicht zu erfahren. In die Nesseln setzte sich Schenker-Wicki, als sie an der Uni im Namen der Pornoprävention zahlreiche Internetseiten sperren liess. Es hagelte Zensurvorwürfe, denn der Filter verhinderte auch den Zugang zu Seiten ohne erotischen Inhalt.

Neu verpflichtet die Universität Zürich einen «Delegierten für Nachhaltigkeit».

Die Prorektorin krebste zurück – aber nur teilweise: In öffentlich zugänglichen Institutionen wie der Bibliothek bleibt der Pornofilter in Betrieb. Schenker-Wicki richtete zudem eine «Arbeitsgruppe» zum Schutz «vor ungewollter Konfrontation mit pornographischen Seiten» ein – als ob sich die Studenten nicht selber im Netz zurechtfinden könnten. Nach nur zwei Jahren als Prorektorin hat Andrea Schenker-Wicki nun genug und tritt zurück. Ob der Wirbel um den Pornofilter oder ihre gescheiterte Kandidatur als Rektorin den Ausschlag gab, ist nicht bekannt.

Florian Wettstein, Direktor des Instituts für Wirtschaftsethik (IWE), Universität St. Gallen — Vor vier Jahren sorgte der St.Galler Wirtschaftsethiker Ulrich Thielemann für rote Köp-

fe, weil er vor dem Deutschen Bundestag die Schweiz wegen ihres Bankgeheimnisses schlechtgemacht hatte. Heute nutzt Florian Wettstein jede Gelegenheit, um mehr Ethik in der Wirtschaft anzumahnen. Von der harmloseren Sorte ist sein Auftritt vor den Bananenfrauen aus dem Thurgau, die sich für einen gerechten Handel mit Entwicklungsländern einsetzen. Wettstein rief dazu auf, «bewusst zu leben, bewusst zu konsumieren, bewusst zu investieren».

Für Ärger sorgt sein Institut hingegen, weil es jeweils hochhoffiziell die Nominationen für die Public Eye Awards prüft, mit denen linke Organisationen wie Greenpeace und die Erklärung von Bern «krasse Profitgier und Umweltsünden» in der Wirtschaftswelt anprangern. Letztes Jahr protestierte deswegen der Bündner Energiekonzern Repower. Er warf dem IWE vor, Unwahrheiten zu verbreiten. Der Institutsdirektor wusch daraufhin seine Hände in Unschuld. Seine Mitarbeiter hätten nur das prüfen können, was ihnen von den NGOs an Informationen zur Verfügung gestellt worden sei, meinte Wettstein – so, als sei es selbstverständlich, dass sich öffentliche Universitäten zu Handlangern von Lobbyisten machen.

Irmi Seidl, Dozentin für Ökologische Ökonomie, ETH Zürich und Universität Zürich — Seit der Club of Rome 1972 vor dem Zusammenbruch der Zivilisation gewarnt hat, ist das Ende des Wachstums in wirtschaftskritischen Kreisen ein stetes Modethema. «Permanentes ökonomisches Wachstum gibt es erst seit Ende des Zweiten Weltkriegs», behauptet Irmi Seidl – obwohl die Menschheit seit Jahrhunderten ihren Wohlstand gemehrt hat. Die Wachstumsgesellschaft der Nachkriegszeit sei nun aber ein «Auslaufmodell», so die Öko-

nomin. Denn die Infrastrukturen seien gebaut, die Grund- und viele Luxusbedürfnisse befriedigt und die Bevölkerungszahlen in fast allen reichen Ländern am Schrumpfen. Technologischer Fortschritt erhöhe den Wohlstand in unseren Breitengraden kaum mehr, sagt die ETH-Dozentin. Weitere Rationalisierung führe dazu, dass Arbeitsplätze verschwinden. Wie die «Postwachstums-Gesellschaft» funktioniert, die Seidl vorschwebt, fragt man lieber nicht zu genau nach. Seidl bemängelt zwar, dass die Zahlungsverprechen der Sozialwerke nur mit stetem Wirtschaftswachstum zu erfüllen seien. Ob sie aber vor allem die Beiträge erhöhen oder die Ausgaben kürzen will, sagt sie nicht. Auch fordert die gebürtige Deutsche, dass man die Gesundheitskosten deckelt – wie, müsse erst noch diskutiert werden.

Irmi Seidl ist überzeugt, dass die wachstumslose Zukunft alternativlos ist. Man müsse diese aktiv gestalten, um «Verwerfungen» zu verhindern. Erste Anzeichen des kommenden Postwachstumszustands erkennt Seidl etwa am steigenden Interesse an regionaler Selbstversorgung, am Teilen von Autos oder an Treffen zum Reparieren von defekten Dingen. Ob solche Minitrends wirklich Vorboten einer Trendwende sind?

Anna Goppel, Oberassistentin für Philosophie am Ethik-Zentrum der Universität Zürich — Für das Ja der Schweiz zur Einwanderungsinitiative hat Anna Goppel gar kein Verständnis. «Ich kann kein überzeugendes Argument sehen für die Annahme dieser Initiative», hielt sie gegenüber SRF fest. Die Schweiz gehe «Irrwege», mahnte die aus Deutschland stammende Philosophin. Es wer-

de ignoriert, «welche Bereicherung mit kultureller Vielfalt verbunden ist». Initiativen «mit populistischen Anliegen» geisselte die Oberassistentin generell als «undemokratisch» – denn: Es gehe bei solchen Initiativen darum, «Stimmung zu machen und politischen Anspruch zu gewinnen auf Kosten derjenigen, die von der Initiative negativ betroffen sind».

Genauso wie Bedenken vor zu viel Zuwanderung sind für sie auch Vorbehalte gegenüber Asylsuchenden gegenstandslos. «Es gibt Ängs-

Anna Goppel: «Ich kann kein überzeugendes Argument sehen für die Annahme dieser Initiative.»

te in der Gesellschaft, aber solange diese Ängste keine Grundlage haben, ist es falsch, die Politik danach auszurichten», mahnte sie letztes Jahr. An der Uni Zürich leitet Anna Goppel den Kurs «Migrationsethik». «Dürfen Staaten nach eigenem Ermessen über die Aufnahme von Einwanderungswilligen entscheiden?» lautet eine der Fragen, die erörtert werden soll. Sie ist wohl rhetorisch gemeint.

Andreas Brenner, Professor für Philosophie, Universität Basel — Steht etwas dem Weltbild von Andreas Brenner entgegen, nimmt der Philosoph rasch den Zweihänder hervor. Ihm passen etwa Social Media gar nicht. Brenner wirft darum den Chefs von Facebook und Google vor, das gleiche Vokabular wie Exponenten des Totalitarismus des 20. Jahrhunderts zu verwenden. Mit einer «nie dagewesenen Brutalität und Finesse werden die Menschen heute dazu gezwungen, ihr Innerstes preiszugeben», empörte er sich gegenüber der Zeitung *Sonntag*. Zuckerberg und Schmidt also auf der gleichen Stufe wie Stalin und Hitler. Auch die Idee einer Gendatenbank für Ba-

bys brachte er in Zusammenhang mit «totalitären Strukturen» und «totalitären Staaten». Zweifel am menschengemachten Klimawandel sind für Andreas Brenner «ein Zeichen der eklatanten Unaufgeklärtheit der Gesellschaft».

Er plädiert für einen Straftatbestand «Ecozid» und die Ahndung von «schwerwiegenden Verbrechen» wie dem Klimawandel. Verboten will Brenner auch jede Entnahme lebensnotwendiger Organe nach dem Tod, weil damit angeblich Sterbende umgebracht würden. Freiwilligkeit beim Organspenden spielt für ihn keine Rolle, «Selbstopferung ist nicht erlaubt», dozierte er gegenüber der *Aargauer Zeitung*. Dafür ist Brenner Fan der Initiative für ein bedingungsloses Grundeinkommen – und führt an der Uni Basel dazu eifrig Spezialseminare durch.

Katrin Meyer, Dozentin für Philosophie an der Universität Basel und Koordinatorin des Netzwerks Gender Studies Schweiz — Katrin Meyer gibt sich gerne akademisch. Sie forscht «über normative Theorien von Macht und Gewalt, über Postdemokratie und Sicherheit». Meyer schreibt in öffentlichen Medien schwerverständliche Artikel, in denen sie etwa darüber philosophiert, «wie sich der konservative und der liberale Sicherheitsbegriff ergänzen». Hinter geschraubten Formulierungen verbergen sich feministische, linksradikale Standpunkte. Meyer ist dafür, dass alle Papierlosen ein Bleiberecht haben und dass Menschen aus der ganzen Welt ohne Schranken in die Schweiz kommen und hier politisch mitbestimmen können.

Unter Sicherheit versteht Katrin Meyer «primär Schutz vor Ausbeutung, ökologischer Zerstörung, rassistischer und sexistischer Gewalt und Unrechtspolitik generell». Katrin Meyer ist Aktivistin von «Augenauf», einer

linken Gruppierung, die versucht, Ausschaffungen von Ausländern ohne Aufenthaltsrecht zu verunmöglichen und sämtliche Anpassungen im Asylrecht zu verhindern. An der Uni Basel führt Meyer Seminare wie «Geschlecht, Rasse, Klasse, Nation: Grundbegriffe der politischen Philosophie» durch. Ein Schelm, wer an Indoktrination von Studenten denkt.

Georg Kohler, emeritierter Professor für politische Philosophie, Universität Zürich — Georg Kohler zeigt sich gerne verständnisvoll – zumindest vordergründig. «Es wäre falsch, jetzt zu sagen, dass nur Holzköpfe mit Ja gestimmt haben», meinte er nach der Annahme der Einwanderungsinitiative. Das Zugeständnis ist nachvollziehbar, hatte sich der Philosoph doch noch im Januar überzeugt gegeben, das Volk habe erkannt, «dass die Initiative keine Probleme löst». Ein Nein sei absehbar. Wenn es nun aber um die Umsetzung des Volksauftrags geht, ist bei Kohler fertig lustig.

Die Schweiz lebe seit «sehr langer Zeit in einer Illusion der grösstmöglichen Selbstbe-

Die Schweiz lebe «in einer Illusion der grösstmöglichen Selbstbestimmung», sagt Kohler.

stimmung», mahnte er mit erhobenem Zeigefinger. Das Ja zur Initiative sei darum «ein falscher Entscheid». Kohler will ihn «korrigieren», denn die Umsetzung verlange Entscheidungen, «die noch einmal vors Volk müssen». Dabei sind laut der kürzlich publizierten Vox-Analyse neunzig Prozent der Befürworter das Risiko einer Kündigung der bilateralen Verträge bewusst eingegangen. Respekt vor einem demokratischen Urnengang sieht anders aus. ○

NSA hört «The Voice of Switzerland» ab.

Die tägliche Nachrichtenflut kann einen ziemlich durcheinanderbringen. Unsere Zeitung sorgt für den Überblick: «Schweiz am Sonntag».





Heute macht sich ein Mann bereits verdächtig, wenn er Kindern nur schon in die Nähe kommt.

Hinter jedem Busch ein Kinderschänder

Die Pädophilie ist der allgegenwärtige Dämon unserer Zeit, der mit allen erdenklichen Mitteln zu bekämpfen ist, jetzt auch mit einer Initiative. Die Eiferer gegen das Böse geben vor, im Sinne der Kinder zu handeln. Der Schaden, den sie dabei anrichten, ist beträchtlich. *Von Rico Bandle*

An dem Ort, wo ich aufgewachsen bin, gab es einen Handballtrainer, der bei den Junioren besonders beliebt war. Sein Engagement für seine Schützlinge beschränkte sich nicht auf die Trainings und die Spiele, sondern ging weit darüber hinaus. Er machte mit seinen Junioren Ausflüge, fuhr mit ihnen ins Alpamar zum Baden oder nach St. Gallen an die Spiele des Nationalliga-A-Vereins St. Otmar. Dass daran etwas suspekt sein könnte, kam den Jungen gar nicht erst in den Sinn. Der Trainer war seit vielen Jahren alleinstehend, seine ganze Freizeit widmete er den Handballbuben, doch das war kein Thema. Weshalb auch? Nie hat er jemandem sexuelle Avancen gemacht, zumindest hat man nichts davon erfahren – und an dem überschaubaren Ort hätte sich so etwas bestimmt rasch herumgesprochen.

Jahre später, ich war längst aus dem Ort weggezogen, erfuhr ich, dass dieser Handballtrainer eine Stelle als Hauswart in einem Schulhaus erhalten hatte. Doch kurz bevor er seinen Job antreten konnte, trennte sich die Schulgemeinde bereits wieder von ihm. Einige Eltern, denen das Verhalten des Trainers nicht geheuer war, hatten bei den Behörden Bedenken angemeldet, wurde mir gesagt. Zwar war kein Übergriff des Trainers bekannt, doch den Verantwortlichen schien die Angelegenheit zu riskant.

Den Behörden ist kein Vorwurf zu machen: Wenn sie nicht interveniert hätten und es tatsächlich zu einem Vorfall gekommen wäre, sie wären mit aller Schärfe dafür verantwortlich gemacht worden. Man sieht die Schlagzeilen vor sich: «Behörden ignorierten Warnungen». Dennoch: Für einen Mann, der sich mutmasslich nichts zuschulden hat kommen lassen, ist eine solche Entscheidung fatal und kommt einem Berufsverbot gleich.

Samichlaus unter Pädophilieverdacht

Die Pädophilie soll hier keineswegs verharmlost werden: Sich an Kindern zu vergreifen, ist ein Verbrechen, keine Frage. In den 1970er und 1980er Jahren wurde in einigen linken Zeitungen Deutschlands die Schönheit der körperlichen Liebe mit Kindern gepriesen, und in Frankreich forderten führende Intellektuelle wie Michel Foucault, André Glucksmann, Jean-Paul Sartre oder Simone de Beauvoir die Entkriminalisierung von einvernehmlichem Sex mit Minderjährigen. Selbst unter hartgesottenen Achtundsechzigern ist heute unbestritten, dass es sich dabei um eine gröbere Verirrung gehandelt hat; dahin zurück will zum Glück niemand. Doch mit welcher Wucht das Pendel in der Folge zurückgeschlagen hat, wie die Pädophilie zum allgegenwärtigen Dämon hochstilisiert wird, ist höchst ungesund.

Heute macht sich ein Mann bereits verdächtig, wenn er Kindern schon nur in die Nähe kommt. Die Zürcher St.-Nikolaus-Gesellschaft verbietet ihren Samichläusen seit 2005, bei Hausbesuchen Kinder auf den Schoss zu nehmen – man könnte den Chlaus sonst der Pädophilie bezichtigen. Bei der Fluggesellschaft British Airways durften Kinder generell nicht neben unbekanntem Männern sitzen. 2006 hatte eine Stewardess den späteren Londoner Bürgermeister Boris Johnson aufgefordert, den Platz zu wechseln, weg von seinen eigenen Kindern – sie hatte vergessen zu fragen, ob das seine eigenen Kinder seien.

Johnson nahm diesen Vorfall zum Anlass, in einem emotionalen Essay über die Pädophilienhysterie herzuführen. «Hört mal auf, Leute: Wie viele Pädophile gibt es da draussen überhaupt?» lautete der Titel seines Artikels in der Zeitung *The Telegraph*. Dass man sich dermassen vor der «Pädophilienplage» fürchte, dass man einen Mann, der zufällig neben einer 16-Jährigen sitzt, auf erniedrigende Weise vor den Augen der Mitpassagiere umplatziere, sei verrückt («insane»). British Airways änderte die Richtlinie im Jahr 2010, nachdem ein betroffener Passagier wegen Männerdiskriminierung geklagt hatte.

Dass jeder Mann als potenzieller Pädophiler betrachtet wird, passt zu einer Gesellschaft,

die sämtliche Risiken eliminieren will. Den Kindern, die geschützt werden sollen, bringt dies aber nichts. Im Gegenteil: Diese Haltung richtet beträchtlichen Schaden an. Eltern lassen ihre Kinder aus Angst nicht mehr allein im Wald spielen, begleiten sie möglichst immer, wenn sie irgendwohin müssen, auch wenn sie den Weg eigentlich problemlos selbst schaffen würden. Als ob hinter jedem Busch ein Kinderschänder lauerte. Es ist erwiesen, dass sich der Radius, in dem Kinder sich allein bewegen, in den letzten zwanzig Jahren enorm verkleinert hat. Diese Überbehütung ist der Entwicklung der Kinder alles andere als zuträglich.

Die Freiheit der Kleinen wird aber schon früher beschnitten: Seine Kinder an einem warmen Sommertag nackt herumspringen zu lassen, geht vielerorts nicht mehr. Und wenn man es trotzdem zulässt, sollten sich die Eltern davor hüten, den Augenblick fürs Familienalbum festzuhalten. Ein falsches Foto auf dem Handy reicht, um in Verruf zu geraten.

Zweifelhafte Opferzahlen

Die Pädophiliehysterie verunsichert vor allem die Männer. Darf man mit Kindern in der Öffentlichkeit herumtollen, auch wenn es dabei unweigerlich zu Körperkontakt kommt? Was, wenn sich einem ein fremdes Kind auf den Schoss setzt? Im Zweifel hält

man Distanz, man will sich nicht dem unangenehmen Gefühl aussetzen, die Umgebung könnte das Spiel falsch interpretieren. Im Sinne der Kinder ist dies nicht. Doch es sind gerade die Kinderschutzorganisationen, die mit oft zweifelhaften Statistiken diese Stimmung schüren. Die Medien übernehmen deren Angaben unhinterfragt, so zum Beispiel am Montag der *Tages-Anzeiger*: «Jeden Tag werden Kinder sexuell missbraucht. Verfügbare Erhebungen weisen darauf hin, dass jedes fünfte Kind in Europa von irgendeiner Form sexueller Gewalt betroffen ist.» Fast immer ist von einer «hohen Dunkelziffer» die Rede, was eine Verifizierung der Angaben verunmöglicht.

In besonderem Masse betroffen von dieser Entwicklung sind Lehrpersonen. Einerseits versucht man, mehr Männer für den Lehrerberuf zu gewinnen, andererseits stellt man sie unter Generalverdacht. Ein Primarlehrer erzählt, er achte strikt darauf, nie mit einer Schülerin oder einem Schüler alleine im Klassenzimmer zu sein, auch nicht für ein Gespräch. Zu gross sei die Angst vor falschen Anschuldigungen. Besonders heikel ist die Situation für Turnlehrer, jede Hilfeleistung, jede Berührung ist ein potenzielles Vergehen – es ist verwunderlich, dass sich unter diesen Umständen überhaupt noch Männer für diesen Beruf entscheiden.

In seinem Essay machte Boris Johnson die Pädophiliehysterie für die Folgen des weiblichten Schulsystems verantwortlich: Da die Männer dem Lehrerberuf fernblieben, fehlten den Schülern die männlichen Vorbilder. Dies führe dazu, dass kaum mehr jemand mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer studiere. Der Schaden für die Gesellschaft sei enorm.

Der Zusammenhang zwischen Pädophiliehysterie und fehlenden Naturwissenschaftlern mag weit hergeholt sein. Worin Johnson aber recht hat: Die Ursache für die Aufblähung des Kinderschänderproblems liegt im fehlenden Vertrauen der Menschen zueinander. Viele Aspekte des menschlichen Zusammenlebens, die einst auf Vertrauen basierten, will man heute juristisch regeln. Deshalb gibt es Richtlinien für männliche Flugpassagiere, für Samichläuse, für Turnlehrer – man traut niemandem mehr zu, selber zu wissen, was sich gehört und was nicht. Das generelle Misstrauen senkt die Lebensqualität – von Erwachsenen und von Kindern. Und für unter Verdacht stehende Personen hat es mitunter schwerwiegende Konsequenzen.

Was mit dem Handballtrainer passiert ist, weiss ich nicht, ich habe nie mehr etwas von ihm gehört. Musste er wegziehen? Hat die Gelegenheit sein Leben ruiniert? Zu hoffen ist es nicht. Denkbar leider schon. ○

6 Millionen Franken zugunsten unserer Versicherten.

Sympany Kunden profitieren direkt. Als erster und einziger Versicherer in der Schweiz zahlen wir Überschüsse nicht nur bei den Zusatzversicherungen, sondern auch bei der Grundversicherung aus. Damit beteiligen wir unsere Kunden auf einfache und direkte Art an unserem Ergebnis. www.sympany.ch



100
Jahre
Vertrauen

sympany
versicherungen

Spartacus im Velosattel

Der Berner Fabian Cancellara ist einer der besten Classique-Spezialisten aller Zeiten. Soeben hat er zum dritten Mal die Flandern-Rundfahrt gewonnen. Was hat er, was andere nicht haben?

Von Martin Born

Es muss einer kein Adliger sein, um sich als Flame «Van» nennen zu können. Es ist auch nichts Besonderes, wenn ein Flame, dessen Namen mit «Van» beginnt, den Radsport zu seinem Beruf macht; auch wenn die Bedingungen in Flandern mit seinem steifen Wind, den engen Strässchen, den «Kasseien» (Kopfsteinpflaster) und «Hellingen» (steile Anstiege) hier besonders hart sind. In einer Liste, in der alle 10 400 Profis der belgischen Radsportgeschichte aufgeführt sind, gibt es 1600 Van. Die berühmtesten unter ihnen heissen (oder hiessen) Rik. Beide waren Weltmeister: Van Looy (1960 und 1961), Van Steenberghe (1949, 1956 und 1957). Aber noch wichtiger war: Sie erfüllten sich den Traum eines jeden radelnden Flamen. Sie gewannen, wenn auch nur einmal, die Flandern-Rundfahrt.

Am Sonntag waren Greg Van Avermaet, Sep Vanmarcke und Stijn Vandenbergh auf dem Weg, ihren Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Die drei Flamen, von denen nur Van Avermaet aus Andy Rihs' BMC-Team (mit Paris-Tours) schon ein bedeutendes Rennen gewonnen hatte, gehörten nach einem äusserst spannenden Rennen der Spitzengruppe an, die in Oudenaarde den Sieg in der 98. «Ronde van Vlaanderen» unter sich ausmachen würde. Sie hofften bis kurz vor dem Ziel.

Dann tat ihr einziger ausländischer Begleiter, Fabian Cancellara, etwas, was er sonst nie tut: Er ging aus dem Sattel, trat an und zog den Sprint durch, ohne sich vor dem Zielstrich wieder zu setzen. Der 33-jährige Berner, der seine Siege nach unwiderstehlichen Angriffen weit vor dem Ziel solo zu feiern pflegt, gewann im Stil eines Sprinters. Eine Premiere beim dritten Ronde-Sieg, dank dem er in den Kreis der Rekordhalter Tom Boonen, Johan Museeuw, Eric Leman, Achiel Buysse und Fiorenzo Magni aufschloss. Das Bemerkenswerte dabei: Nur Magni, den sie in Italien den «Löwen von Flandern» nannten, ist Ausländer. Eddy Merckx und die beiden Riks gehören nicht dazu. Was viel darüber aussagt, wie schwer dieses von Stürzen, Defekten und andern Widerwärtigkeiten geprägte Rennen zu gewinnen ist.

«De Schatkamer van Fabian»

Für die Fans in Oudenaarde war die Niederlage der einheimischen Helden kein Schock. Denn auch so feierten sie einen Heimsieg. Der Modellathlet Cancellara, den sie den «flämischen Spartacus» nennen, ist einer der Ihren. Der Schweizer mit süditalienischen Wurzeln



«Grosser Champion mit viel Charisma»: Seriensiieger Cancellara.

hat in der Stadt, die seit 2012 Zielort der Ronde ist, sein Zuhause. Die «Brasserie de Flandrien» ist das Vereinslokal des Club Spartacus, der 2008 gegründet wurde und allein in Belgien gegen 3000 Mitglieder hat. Das Lokal ist dem Museum der Flandern-Rundfahrt angegliedert, wo seit dem 1. März (und noch bis zum 28. September) eine Sonderausstellung läuft: «De Schatkamer van Fabian».

Es gehört zur Tradition, dass Cancellara am Montag nach dem Sieg im Vereinslokal auftaucht, dort Bier ausschenkt und Autogramme verteilt. Fanklub-Präsident Remi De Moor sagt: «Er ist äusserst freundlich und für alle ansprechbar. Er ist ein grosser Champion mit viel Charisma und doch einfach geblieben. Kinder können ihn ansprechen, und er nimmt sich Zeit für sie, unterschreibt überallhin. Für ihn sind alle gleich. Zu unserem Klub gehören neunzigjährige Frauen, und die sind deshalb ganz verrückt nach ihm.»

Die fünf Monumente des Radsports

Cancellara ist in all den Jahren zum «Flandrien» geworden. Dem besten der Gegenwart. Keiner fühlt sich bei der Flandern-Rundfahrt und bei Paris–Roubaix wohler als er. Keiner fliegt lockerer über die Pavés, keiner entwickelt in den bis zu zwanzig Prozent steilen kurzen Anstiegen mehr Druck. Und sollte er sich am kommenden Sonntag in Roubaix, der «Hölle des Nordens», zum vierten Mal durchsetzen, würde er nicht nur zu den dortigen Rekordsiegern Roger de Vlaeminck und Tom Boonen aufschliessen – er würde auch zum ersten Fahrer, der zum dritten Mal das Double schafft. Den Platz in der Radsportgeschichte hätte er damit auf sicher. Flandern-Rundfahrt und Paris–Roubaix gehören zusammen mit Mailand–Sanremo, Lüttich–Bastogne–Lüttich und der Lombardei-Rundfahrt zu den fünf Monumenten des Radsports. Und diese sind das Höchste, was einer, der zu schwer ist, um die Tour de France zu gewinnen, und deshalb ein Classique-Spezialist wird, erklimmen kann.

Als Cancellara siebzehn war und als Junioren-Weltmeister im Zeitfahren erstmals auf sich aufmerksam machte, konnte er noch nicht ahnen, in welche Richtung sich seine Karriere entwickeln würde. Er wusste, dass er als Zeitfahrer über ein unheimliches Potenzial verfügte, doch er träumte vom Sieg in der Tour de France. Irgendeinmal wolle er dieses Rennen gewinnen, sagte er damals ziemlich unbescheiden.

Als Zeitfahrerspezialist erfüllte er alle Erwartungen. Viermal, 2006, 2007, 2009 und 2010, wurde er – meist hoch überlegen – Weltmeister im Kampf gegen die Uhr, 2008 gewann er in Peking die Goldmedaille. Er hatte den Gipfel erreicht und musste sich neu orientieren.

Zeitfahren wurden für ihn zur schönen Nebensache, die ihm unter anderem zu 28 Tour-

de-France-Tagen im Maillot jaune verhalfen (ein Rekord für Fahrer, die die Tour nie gewonnen haben). Doch der Fokus lag auf den Classiques des Frühlings. Während vier Monaten bereitete er sich mit letzter Konsequenz auf die drei Wochen mit den Monumenten Mailand–Sanremo, Flandern-Rundfahrt und Paris–Roubaix vor. In Roubaix (2006) und Sanremo (2008) hatte er bereits gewonnen. Doch er wollte mehr, er wollte die Szene beherrschen. Wie gut ihm das gelang, sagen die Zahlen. Seit seinem ersten Sieg in der Flandern-Rundfahrt 2010 stand er bei jedem der Monumente bei der Siegerehrung auf dem Podest, wenn er nicht gerade Pech hatte wie 2012, als er sich in der Flandern-Rundfahrt das Schlüsselbein brach und danach auf Paris–Roubaix verzichten musste.

Seine Siegesfahrten waren oft derart eindrückliche Demonstrationen, dass Zweifel geweckt wurden. Nach seinem Olympiasieg von Peking lancierten belgische Zeitungen das Gerücht, Cancellaras Namen stehe auf einer Liste gedopter Fahrer. Es löste sich in Luft auf und erlitt dasselbe Schicksal wie die Vermutungen, Cancellara habe seine Gegner im Frühling 2010 mit Hilfe eines Elektroantriebs im Sattelrohr so unwiderstehlich abgehängt.

Cancellara hat gelernt, darüber zu lachen, auch wenn er zugibt, dass er in den Monaten nach dem Olympiasieg von Peking wegen der Anschuldigungen durch die Hölle ging. Er war einer der Ersten, der begriff, dass Radrennfahrer unter einem Generalverdacht stehen und dass er sich dem Problem stellen musste: Er tat es, indem er offen darüber sprach – und indem er sich nichts zuschulden kommen liess. In der Zwischenzeit sind die Doping-Diskussionen im Radsport verebbt. Der tiefe Fall von Lance Armstrong mit all den Enthüllungen hat zur Bewältigung der verseuchten Vergangenheit geführt. Nirgendwo sonst sind die Kontrollen gezielter, häufiger und effizienter als in der Sportart, die ihren schlechten Ruf zu Unrecht nicht los wird. Und von der niemand richtig glauben will, dass sie im Kampf gegen das Doping den Lead übernommen hat.

Seine grösste Motivation

Cancellara hat sich damit abgefunden, dass sich sein Bubentraum, die Tour de France zu gewinnen, nie erfüllen wird. Er müsste zu asketisch leben, zu viel Gewicht verlieren, zu extrem in den Bergen trainieren, um mit seinen 1,86 Meter Körpergrösse und seinen breiten Schultern (deshalb auch «Spartacus») in den grossen Alpen- und Pyrenäenpässen mitzuhalt. Das möchte er seiner Familie, Ehefrau Stefanie und den Töchtern Giuliana und Elina, nicht zumuten. Für den Sohn italienischer Einwanderer sind traditionelle Werte keine Floskeln: Treue, Bodenständigkeit, Ehrlichkeit – und eben auch die Familie. Wann immer Cancellara etwas ge-

winnt, bedankt er sich bei ihr. Er bezeichnet sie mit schon fast penetranter Hartnäckigkeit als seine grösste Motivation.

Cancellara hat wohl noch drei Jahre als Rennfahrer vor sich. Nach den Olympischen Spielen von Rio de Janeiro wird er seine Karriere beenden. Mit Olympia hat er noch eine Rechnung offen, nachdem er sich im Strassenrennen von London als wohl stärkster Fahrer im Feld in einer Rechtskurve verschätzte und stürzte. Gold im Strassenrennen, so ist anzunehmen, wird das letzte Ziel sein, auf das er mit der ihm eigenen Akribie hinarbeiten wird.

Nächstes Ziel: Stundenweltrekord

Auf dem Weg dorthin wird er weitere Marksteine anpeilen. Die Klassiker des Nordens und die Möglichkeit, dort weitere Rekorde zu brechen, gehören dazu. Aber auch der Sieg bei den Weltmeisterschaften im Strassenrennen. 2009, bei den Weltmeisterschaften im eigenen Land (Mendrisio), war er der stärkste Fahrer im Feld. Doch weil er diese Stärke in den steilen Aufstiegen, in denen er sich eigentlich nicht hätte wohl fühlen sollen, derart offen zur Schau stellte, richteten die Gegner ihr Rennen allein auf ihn aus. Weltmeister wurde Cadel Evans. Im letzten Herbst, in Florenz, ging Cancellara mit gleicher Vorbereitung an den WM-Start. Doch im Finale fehlte ihm die Kraft. Als nächstes Rendezvous bietet sich die WM-Strecke von 2015 in Richmond, in den USA, an. Sie könnte auf ihn zugeschnitten sein.

Kurzfristiger ist ein anderes Prestigeprojekt. Seit bald einem halben Jahr laufen in Cancellaras Team Trek die Vorbereitungen für den Angriff auf den Stundenweltrekord. Und damit auf einen weiteren Mythos. Seit dem 19. Juli 2005 liegt der offizielle Rekord, herausgefahren vom Tschechen Ondrej Sosenka, bei 49,7 Kilometern. Eine Distanz, die lächerlich erscheint im Vergleich mit den Rekorden der neunziger Jahre, als Tony Rominger auf 55,292 Kilometer kam und zwei Jahre später von Chris Boardman mit 56,375 Kilometern entthront wurde.

Diese Rekorde wurden Ende der neunziger Jahre vom Weltverband UCI zu «Weltbestleistungen» degradiert, weil sie mit Hilfe von aerodynamischen Hightech-Maschinen erzielt wurden. Das neue Reglement verlangt klassische Bahnmaschinen mit Dreieckrahmen und ganz gewöhnlichem Lenker. Ein Velo, wie es Eddy Merckx hatte, als er am 25. Oktober 1972 in Mexico City den Weltrekord auf 49,431 Kilometer verbesserte. Es habe Wochen gedauert, bis er sich von diesem Effort erholt habe, sagt Merckx heute. Auch als Warnung an Cancellara, für den es im August, nach der Tour de France, ernst gelten könnte.

Martin Born ist freier Journalist, ehemaliger Chefredaktor des *Sports* sowie Mitautor von Büchern über die Schweizer Radsportlegenden Ferdy Kübler und Hugo Koblet.

1=1+1+1

Die Hörerzahlen der Energy-Sender des Ringier-Konzerns sind fehlerhaft. Weil die drei Radiostationen immer öfter das gleiche Programm senden, ist das Messsystem überfordert.

Von Christoph Landolt



«Wir sind die Hauptleidtragenden»: Radio-Energy-Chef Büchi.

Mediapulse ist eine kleine, aber einflussreiche Firma. Das Unternehmen misst im Auftrag des Bundes, wann wie viele welchen TV-Sender schauen und wann wie viele welches Radio hören. Beim Radio ist das Messinstrument die Radiocontrol-Uhr, eine Armbanduhr aus schwarzem Plastik, die mit einem Mikrofon versehen ist und alle zwanzig Sekunden registriert, was der Träger gerade hört. Jede aufgenommene Sequenz ist mit einem Zeitstempel versehen. Damit kann Mediapulse eine Sequenz einem Radiosender zuweisen.

Doch welchem Sender wird ein Hörer zugeordnet, der einem Programm lauscht, das auf mehreren Radiostationen gleichzeitig läuft? Die Gleichschaltung von mehreren Sendern, das sogenannte Simulcasting, wird vor allem vom Ringier-Konzern betrieben, der in den letzten Jahren stark ins Radio-Business investiert hat. Zu Energy Zürich kam im Jahr 2010 Energy Bern hinzu (früher Radio BE 1), 2012 folgte Energy Basel (wobei dieser Sender, der aus Radio Basel hervorgegangen ist, aus medienrechtlichen Gründen offiziell einer Privatperson gehört). Vor allem zu hörerschwachen Zeiten (früher Nachmittag und fast das ganze Wochenende) nutzt Ringier Synergien, indem es alle drei Sender vom Studio in Zürich aus mit dem identischen Programm bedient.

Seit Bestehen der Senderkette wird die Entwicklung der Energy-Hörerzahlen von der Konkurrenz mit Argwohn beobachtet. Zweifel kamen auf. «Energy Bern ist vermutlich die einzige Station der Welt, die nachmittags zwischen 13 und 15 Uhr die meisten Hörer erreicht», sagt Peter Scheurer, Geschäftsleiter von Radio Bern 1. Auch habe Energy Bern am Wochenende teilweise bessere Zahlen als unter der Woche – auch dies eine aussergewöhnliche Konstellation. Er meint, es gebe dafür nur eine Erklärung: «Die Radiocontrol-Uhr ist mit dem Simulcasting komplett überfordert.»

Phantom-Hörer

Tatsächlich hat Mediapulse in seinem System Fehler entdeckt, die man nun baldmöglichst beheben will, wie Geschäftsleiter Manuel Dähler erklärt. «Wenn ein Hörer vor oder nach dem Simulcasting eindeutig Energy Zürich oder Energy Bern eingeschaltet hat, wird er der richtigen Station zugeordnet.» Schwierigkeiten gebe es aber, wenn jemand während des gleichgeschalteten Programms ein- und wieder ausschaltet. Dann ordnet die Radiocontrol-Uhr den Hörer zufällig einer Station zu, wovon die kleineren Sender Bern und Basel tendenziell profitieren, während Zürich verliert – für Ringier ist das zwar ein Nullsummenspiel, für die lokale Konkurrenz aber är-

gerlich. Peter Scheurer von Radio BE 1, das gemäss Mediapulse-Statistik hinter Energy Bern liegt, geht davon aus, dass sein Sender in Tat und Wahrheit mehr Hörer erreicht.

Und es gibt einen zweiten, schwerwiegenden Fehler: In einigen Fällen ordnet die Radiocontrol-Uhr einzelne Hörer offenbar nicht einer, sondern zwei oder allen gleichgeschalteten Stationen zu. Ein Energy-Basel-Hörer, der nicht präzise zugeordnet werden kann, taucht also auch in der Hörer-Statistik von Energy Zürich und Energy Bern auf. $1=1+1+1$.

Weil eine Radiocontrol-Uhr (es sind 1000 davon im Umlauf) 5000 Hörer repräsentiert, fällt dieser Fehler durchaus ins Gewicht. Mediapulse geht davon aus, dass pro Tag eine oder zwei Uhren vom Fehler betroffen sind. Das bedeutet, dass alle drei Ringier-Radios je 5000 bis 10 000 Phantom-Hörer haben. Für Energy Zürich wären das bis zu fünf Prozent der Tagesreichweite, für Energy Bern und Basel gar knapp zehn Prozent.

Mediapulse-Chef Manuel Dähler sagt, der Messfehler liege innerhalb der Unschärfe von Stichproben und wirke sich nicht marktverzerrend aus. Das ist insofern richtig, als die Tagesreichweite nicht die einzige Währung ist, die im Werbemarkt zählt. Grosse Kunden interessieren sich weniger dafür, wie viele Hörer ein Sender innerhalb eines Tages oder gar ei-

«Energy Bern ist das einzige Radio der Welt, das zwischen 13 und 15 Uhr die meisten Hörer erreicht.»

nes Monats erreicht. Wichtiger ist für sie die Reichweite in einer bestimmten Stunde während der Primetime. Schwerer messbar ist der Nutzen, den die Position als Marktführer bringt. Energy-Geschäftsführer Dani Büchi schätzt den finanziellen Vorteil der Nummer-eins-Position auf 500 000 bis eine Million Franken pro Jahr. Dank dem Simulcasting-Problem hat Energy Zürich gegenüber Radio 24 zwar Boden gutgemacht. Im vierten Quartal 2013 betrug der Abstand zum grössten werbefinanzierten Privatrado des Landes rund 50 000 Hörer – oder 10 Radiocontrol-Uhren.

Energy-Chef Büchi sagt, er habe keine Kenntnis von einem Messfehler. Als Profiteur sieht er sich nicht, im Gegenteil. «Wir gehen sogar davon aus, dass unsere Hörerzahlen vom aktuellen Messsystem tendenziell zu tief ausgewiesen werden.» ○

Adieu, Heuschrecke

Von einem drohenden Firmenexodus als Folge der SVP-Masseneinwanderungsinitiative ist in den Medien die Rede. Doch das Beispiel des Rohstoffhändlers Weatherford ist denkbar ungeeignet, um die direkte Demokratie als wirtschaftsfeindlich anzuprangern. *Von Martin Spieler*

Grosse internationale Firmen kehrten der Schweizwegender SVP-Zuwanderungsinitiative den Rücken, berichtet Schweizer Radio SRF zur besten Sendezeit in den Morgen- nachrichten. Als Beispiel dafür wird die in Zug ansässige Weatherford genannt, die ihren Sitz nach Irland verlegt. Weatherford sei eines der ganz grossen Unternehmen der Rohstoffbranche, wird dem Schweizer Volk mit ernster Stimme ins Gewissen geredet. Nun sei es der Firma in der Schweiz zu unsicher geworden.

Mitverantwortlich dafür seien Volksentscheide zur Masseneinwanderungs- und «Abzocker»-Initiative, wird die Argumentation der Weatherford-Geschäftsleitung ohne kritische Reflexion übernommen. Die Schweiz sei aufgrund zahlreicher Initiativen und Referenden unberechenbarer geworden. Die regulatorischen und rechtlichen Rahmenbedingungen seien in Irland stabiler, erfährt das Schweizer Volk und muss sich wie ein schlechter Schüler vorkommen, der für eine Fehlleistung vom Lehrer getadelt wird. Dabei eignet sich Weatherford gerade nicht, um die direkte Demokratie zu kritisieren und die von den Gegnern der SVP-Initiative bereits im Vorfeld der Abstimmung an die Wand gemalten schwerwiegenden negativen Folgen für die Schweizer Wirtschaft zu belegen.

Tatsache ist: Weatherford verlegte erst vor gut fünf Jahren den Steuersitz von den Bermudas in der Karibik nach Zug und etablierte den Firmensitz in Genf, wo allerdings nur gerade

Weatherford verlegte erst vor gut fünf Jahren den Steuersitz von den Bermudas nach Zug.

ein paar wenige Mitarbeiter beschäftigt sind. Bis heute ist Weatherford gar nie richtig in der Schweiz angekommen. Aufgefallen ist die ursprünglich texanische Firma primär wegen hoher Wertberichtigungen, strategischer Fehler, falsch ausgewiesener Zahlen, eines immensen Schuldenbergs von zeitweise 9 Milliarden Dollar und Verlusten, was sie allerdings nicht daran hinderte, Konzernchef Bernard J. Duroc-Danner 2013 eine stolze Vergütung von über 12 Mio. Dollar zu bezahlen.

Ein Flop war der Börsengang: Seit Weatherford 2008 an die Schweizer Börse kam, zeigte der Kurs fast nur in eine Richtung: abwärts. Ausserdem wurde Weatherford mehrmals

von der Schweizer Börsenaufsicht mit Bussen belegt. Deshalb wird kaum ein Anleger der Gesellschaft auch nur eine Träne nachweinen, wenn sie sich von der Schweizer Börse zurückzieht.

Wenig glaubwürdig ist eine Kausalverbindung zwischen dem Wegzug von Weatherford und der Einwanderungsinitiative auch aus sachlichen Gründen: Kein seriöser Konzern würde nur wenige Wochen nach dem Volksentscheid den Firmensitz verlegen, wenn er nicht schon früher den Umzug nach Irland aufgegleist hätte. Doch von alledem erfährt der besorgte Bürger am Schweizer Radio gar nichts, denn dies würde die These, dass der Volksentscheid zur Begrenzung der Einwanderung die hiesige Wirtschaft in den Abgrund führt, in Frage stellen.

Ausgerechnet Yahoo

Stattdessen zählt das Schweizer Radio lieber weitere Firmen auf, die ebenfalls wegziehen, und nennt dabei ausgerechnet Yahoo. Allerdings hat die Suchmaschinenbetreiberin bereits im letzten Sommer, lange vor der Abstimmung über die SVP-Initiative angekündigt, dass sie ihre Niederlassung im waadtländischen Rolle schliesst, weil die neue Yahoo-Chefin Marissa Mayer dem Internetunternehmen ein Sparprogramm verordnet hat.

Anders als Yahoo zieht Weatherford zwar den Firmensitz mit einer Handvoll Jobs aus der Schweiz ab, lässt den Steuersitz aber in Zug. Damit entpuppt sich der Konzern als Heu-

Ein Flop war der Börsengang: Seit 2008 zeigte der Kurs fast nur in eine Richtung: abwärts.

schrecke, die nur auf kurzfristige Kosten- und Steueroptimierung aus ist, aber kaum jemals ernsthaft daran interessiert war, hierzulande eine grössere Anzahl Arbeitsplätze zu schaffen und das Vertrauen der Anlegerschaft zu gewinnen. Doch um den ungeliebten Mehrheitsentscheid für die SVP-Initiative als fatalen Fehler des Volkes darzustellen, ist für einmal selbst eine Heuschrecke, die unserem Land nichts bringt, gut genug.

Wer im Nachgang zum Volksentscheid über die Masseneinwanderung die direkte Demokratie als wirtschaftsfeindlich kritisiert, sollte sich vor Augen führen, dass die Schweiz gerade wegen der Mitsprache des Volkes, welches unseren Staat gegen den Willen der Politiker-Elite vor verhängnisvollen Fehlentscheiden wie einem EU-Beitritt bewahrt hatte, zu den reichsten und stabilsten Ländern der Welt gehört. ○



Nie richtig in der Schweiz angekommen: Weatherford-CEO Duroc-Danner (l.) beim Börsengang, 2010.



Ohne Abbruchbirne: Sechseläutenplatz am Zürcher Bellevue.

Plötzlich diese Weite

Zürichs neuer alter Sechseläutenplatz verblüfft als einzigartiger weltstädtischer Wurf. Die Geschichte eines urbanen Wunders, das fast nichts kostete. Von Peter Hartmann und Salvatore Vinci (Bild)

Zürich, die Stadt der Baukräne, ereifert sich wegen eines zur Kunst erklärten abgewrackten Hafenkranes aus Rostock und übersieht einen der schönsten Plätze Europas vor der eigenen Nase. *Bonjour*, Seldwyla. Der neue Sechseläutenplatz am Bellevue entledigte sich fast unmerklich seines winterlichen Grauschleiers, doch im warmen März begannen Passanten über das riesige Parkett von 250 Millionen Jahre alten Quarzitplatten aus Vals zu schlendern, neugierig, vorsichtig tastend vor dieser plötzlichen überwältigenden hellen Weite, die sich gegen Süden, in Richtung See, Üetliberg, Albis, Glarner Alpen und imaginäres Mittelmeer öffnet – die Perspektive, die 1980 die jugendbewegten Köpfe des Opernhauskrawalls auf diesem Terrain subito gefordert hatten.

Jetzt belagert die Jugend diesen neuen Freiraum picknickend, lesend, plaudernd; lange Bänke sollen aufgestellt werden, Stühle wie im Jardin du Luxembourg; Mütter schieben Kinderwagen, White-Collar-Personal ergibt sich

der Mittagspause. Die Flut der Bahnpassagiere, 30 000 täglich, treibt vorbei aus dem Schlund des benachbarten S-Bahnhofs Stadelhofen und wird abends wieder aufgesogen, Müssiggänger sitzen in den Boulevardcafés. Sie alle erobern sich Schritt für Schritt den grössten Platz der Schweiz, mit einer Fläche von 15 000 Quadratmetern so ausgedehnt wie der Markusplatz in Venedig. Kein Vergleich zwar mit dem Roten Platz und dem Petersplatz (23 000 Quadratmeter), schon gar nicht mit der unermesslichen Place de la Concorde (68 500 Quadratmeter) oder dem Trafalgar Square. Aber ein städtebauliches Wunder. Ein Platz wächst ohne Abbruchbirne. Die Architektin Tilla Theus, die in Zürich unter anderem das Fifa-Gebäude beim Zoo und den genialen Umbau des Hotels «Widder» in der Altstadt realisierte, ist hingerissen: «Die einladende neue Leere ist der wahre Luxus, wirkt unzürcherisch, schenkt Weite und Atem. Wunderbar, wie das Publikum bei schönem Wetter diesen Platz besitzt.»

Auf der Längsseite zur Stadt, wo weiterhin Trams rollen, steht unverändert die Kulisse vertrauter Gebäude. Aber die Fassaden erscheinen unwirklich verfremdet im Auge des spazierenden Entdeckers. Die Weite des Platzes lässt die Häuser kleiner erscheinen, macht sie aber sichtbarer, hebt ihre Besonderheit hervor. Das prächtige Opernhaus an der Stirnseite Ost, daneben das geduckte Bernhard-Theater, «Fleischkäse» genannt; die Büroetagen der ehrwürdigen NZZ, im Parterre, wo einst dreimal am Tag die Druckmaschinen lärmten, Bar und Restaurant; der Buchladen von Orell Füssli; die an DDR-Plattenarchitektur erinnernden Warenhäuser wie auf dem Berliner Gendarmenmarkt; die märchenhafte Jugendstilfront des Corso-Theaterhauses. Die Apotheke, das Uhrengeschäft Galli – der futuristisch angepasste Wurststand im «Vorderen Sternen», an der Nordfront das Café «Felix» im früheren Hotel «Bellevue». Ein urbaner Mikrokosmos, im Unterschied zu den von der Spekulation verödeten Kommerzmeilen.

Der Un-Ort neben der Verkehrsdrehscheibe für Trams und Autos am Bellevue war jahrzehntelang eine vernachlässigte Wiese für Hunde, umgeben von ein paar kränklichen Pappeln und einem Schandfleck von einem Parkplatz, gesäumt von Abfallcontainern. Der Nicht-Platz erwachte nur zum Leben, wenn die einheimischen Zünfte und ihre Reitersmänner um den brennenden Böögg den Frühlingsbeginn feierten und danach der National-Circus Knie seine Zelte aufschlug. Erst der historische Kompromiss, den Anfang der neunziger Jahre der langjährige Präsident der parlamentarischen Verkehrskommission Bruno Kammerer (SP) und der Gemüsehändler und Präsident der City-Vereinigung Gabriel Marinello (FDP) im ideologischen Erbsenzählen um die Parkplatzzahl in der Stadt Zürich schmiedeten, brach die Blockade auf.

Sensationelle Funde

Als die Bagger vor vier Jahren den Aushub zur Opernhaus-Tiefgarage begannen, stiessen ihre Zähne im Untergrund des Schwemmlands auf sensationelle Funde: Hier hatten im vorgeschichtlichen Zürich Pfahlbauer gelebt, die, wie eine ausgegrabene Holztür belegt, schon vor 5000 Jahren über einen beachtlichen Wohnkomfort verfügten. Ein Teil der Fundstücke wird jetzt in Schaukästen des Parkhauses ausgestellt, die Geschichtslektion ist im Ticket für die 299 Abstellplätze inbegriffen.

Ursprünglich sollten die Geleise der Eisenbahn nach Rapperswil über den Platz führen, wurden aber 1871 nach heftigen Protesten der Bevölkerung in einen Tunnel nach Tiefenbrunnen verlegt. 1884 wurde die von Stadtgenieur Arnold Bürkli geplante Quaibrücke am Seeende beim Hotel «Bellevue» eingeweiht, die heute wichtigste städtische Verkehrsader. Der eigentliche Sechseläutenplatz entstand 1896 nach dem Abbruch der Tonhalle, die ursprünglich ein Kornspeicher war. Seither blieb die Fläche frei, und die Pommes-Chips knabbernden Gäste in den Cafés ahnen kaum, dass hier während der Anbauschlacht im Zweiten Weltkrieg tonnenweise Kartoffeln geerntet wurden. Der leere Platz mit seinen Bauminseln und Wasserspielen ist mit einem Labyrinth von Leitungen und Hochtechnologie unterlegt, dennoch ist das Baubudget von rund 17 Millionen Franken eingehalten worden. Quasi ein geschenkter Ort.

Der Verteilungskampf um die Riesenplatte, die jedermann gehört, ist längst im Gange und wird vom Gesamtstadtrat entschieden. Während 180 Tagen des Jahres ist die Fläche verplant und vergeben. Der Böögg und die Zöifiter, der Knie und seine Magie, die Schausteller und ihre Riesenräder, die Raver der Street Parade, Public Viewing aus der Oper nebenan bis zum Fussball aus Brasilien, das Filmfestival. Und erstmals endet am 1. Mai im Sinne der Gleichberechtigung auch der Umzug der Arbeiter und Gewerkschafter auf dem Platz mit der schönen Aussicht. ○

Kunst

Hafenkäse

Zum riesigen Hafenkran, der in diesen Tagen im Herzen Zürichs installiert wird. Von Roger Köppel



Therapie-Erlebnis: Hafenkran in Zürich.

In Zürich wird ein mächtiger Hafenkran aus Rostock installiert. Der neunzig Tonnen schwere Rosthaufen ragt dreissig Meter über die Limmat, kurz vor der Einmündung in den Zürichsee. Mittlerweile beherrscht eine amüsante Debatte den öffentlichen Raum. Die einen finden den Hafenkran ein faszinierend absurdes Kunst-Happening im Zeichen von Weltoffenheit und maritimer Sehnsucht. «Freie Sicht aufs Mittelmeer» lautete der Schlachtruf bei den Jugendunruhen in den Achtzigern. Mit dem Hafenkran wird die Dada-Parole offizielle Politik.

Die andern winken ab und rechnen die Kosten vor. Rund 600 000 Franken kostet die Installation. SP-Stadtrat Martin Waser berappte zusätzliche 120 000 Franken angeblich aus dem eigenen Portemonnaie. Grüne und Linke haben kein Problem damit, dass die Kranteile über Tausende von Kilometern in Diesel-speienden Grosslastwagen herbeiweggekartt werden müssen. Wenn es um Kunst, Image und Weltoffenheit geht, darf auch mal das Klima leiden. Grüne-Nationalrat Balthasar Glättli twitterte begeistert: «Endlich: der Hafenkran wird aufgebaut [...] find ich [...] einfach toll.»

Natürlich ist der Zürcher Hafenkran ein Unsinn. Die Kosten sind das eine. Är-

gerlicher sind die pubertären Botschaften, die dem Projekt zugrunde liegen. Der Hafenkran soll, gemäss offiziellen Verlautbarungen, die Fantasie und Kreativität der Zürcher anregen, ein «Sehnsuchtmotor» sein, er soll «traumhafte Magie» vermitteln und ein «Feriengefühl zu Hause» – als ob die Rostocker Hafenarbeiter auf ihren Kränen geurlaubt hätten. Wichtiges Ziel: Der Kran soll zum «Nachdenken anregen, spielerisch und tiefgründig zugleich». Und vor allem: Er soll «weitreichende Resonanz» erzeugen, weltweit Eindruck schinden.

Stadtrat Waser, Schirmherr der Übung, ist immerhin ehrlich. Sein Communiqué offenbart die flache Egozentrik des Vorhabens: «Herzrasen, Schweissausbruch, Atemnot [...]. In den Hafenkran habe ich mich als Jurymitglied 2008 verliebt.» Ex-Botschafter Philippe Welti, ebenfalls Unterstützer, sieht im Hafenkran bereits verzückt eine «Archäologie der Zukunft» wirken. Die Stadt soll «ihr Meer» entdecken. Der Kran als tiefenpsychologisch-kollektives Therapie-Erlebnis.



«Atemnot»: Waser.

Hinter den geschraubten Phrasen schimmert die altbekannte Leier durch: Die angeblich enge, kleinräumige, verbiesterte Bünzli-Schweiz soll durch den «mythischen» Hafenkran daran erinnert werden, dass es da draussen, hinter den hohen Bergen

und Wäldern, noch ein weites Meer und andere Kontinente gibt. Möge der Hafenkran das isolationistische, ausländerfeindliche, europakritische Bergvolk endlich von seiner Engstirnigkeit befreien.

Auf jeden Fall können die Behörden und ihre Kuratoren jetzt schon ihren Freunden und der Welt beweisen, wie unglaublich weltoffen, wie originell und wie lustig unschweizerisch sie sind, indem sie während neun Monaten einen Gegenstand anbeten, den es in der Schweiz in dieser Form weder gibt noch braucht. Der abgehalfterte Hafenkran aus der DDR ist das neue Kultobjekt des progressiven Mainstreams.

Der Zwitter Twitter

Steht der Kurznachrichtendienst Twitter für Meinungsfreiheit oder für Meinungsterror?
Das fragt man sich nicht nur in der Türkei.

Von Kurt W. Zimmermann

Irgendwie kann man Recep Tayyip Erdogan schon verstehen. Der türkische Ministerpräsident verbot Twitter in seinem Land. Viele andere würden das ebenfalls gerne tun.

Der Kurznachrichtendienst Twitter ist das hässliche Kind in der Familie der Social Media.

Social Media möchten freundliche Plattformen der Kommunikation sein, eine Art interaktive Wellnessoasen. Die meisten sind es auch. Man tauscht sich auf Facebook mit Freunden über private Freuden aus. Man tauscht auf Xing mit Geschäftspartnern berufliche Anregungen aus. Man tauscht nette Fotos auf Instagram.

Twitter hingegen ist nicht freundlich. Es ist keine Wellnessoase, sondern eher eine Kampfzone. Twitter ist unter den sozialen Netzwerken die Plattform der Aggressivität, der Polemik, der Politik, der Anonymität und des Gesetzesbruchs. Im Fall von Erdogan begann die Geschichte einen Monat vor den türkischen Wahlen. Auf Twitter erschienen Mitschnitte von angeblichen Telefonaten zwischen Erdogan und seinem Sohn. Erdogan instruierte ihn über versteckte Gelder.

Vieles sprach gegen die Echtheit der Aufzeichnungen. In einem Fall etwa war Erdogan nachweislich in der Provinz unterwegs, obwohl er aus dem 230 Kilometer entfernten Ankara telefoniert haben soll. Auch Erdogans bekannte Obsession, ständig abgehört zu werden, sprach stark gegen seine telefonischen Indiskretionen. Dennoch verbreitete sich der Twitter-Link auf die Telefonate millionenfach. Erdogans politische Gegner sorgten dafür, dass die möglichen Falschmeldungen im Netz schnell die Runde machten.

Jedermann eine Straftat

Nun kann man sich fragen, warum Erdogan nicht einfach Twitter verklagte, genauso wie er eine Zeitung oder eine TV-Station wegen Betrugs und Ehrverletzung eingeklagt hätte.

Schon sind wir bei einem der Hauptprobleme von Social Media. Netzwerke wie Twitter und Facebook verstehen sich als Vermittler für ihre Milliarden von vernetzten Nutzern. Für deren verbreitete Inhalte, auch wenn die noch so abwegig sind, fühlen sie sich nicht verantwortlich.

Es gibt, anders als auf Redaktionen, keine Kontrolle. Auf Twitter kann jedermann jederzeit eine Straftat etwa aus dem Bereich des Persönlichkeitsrechts begehen. Jeder kann zum Beispiel texten: «Gegen Daniel Vasella wird wegen Geldwäsche ermittelt.» Eine Sekunde



Man kann ihn verstehen: türkischer Ministerpräsident Erdogan.

später geht die Verleumdung um die Welt. Nun kann man sich fragen, warum Vasella nicht einfach den Urheber der Twitter-Meldung verklagt, genauso wie er jeden anderen Rufmörder verklagen würde.

Schon sind wir bei einem zweiten Hauptproblem von Social Media. Die Nutzer von Twitter beispielsweise sind zu achtzig Prozent anonym. Sie verstecken sich hinter Fantasienamen, mit denen sie sich beim Netzwerk anmelden. Ihr Twitter-Account läuft auf den Namen Brock Obama oder Grumpy Merkel oder Putin⁷⁵. Twitter kennt die wahre Identität ihrer Mitglieder nicht und will sie auch gar nicht wissen.

Social Media sind Darkrooms, in denen sich Millionen von zwielichtigen Gestalten bewegen. Bei Facebook eskalierte vor allem das Problem Pornografie und Pädophilie. Dreissig Prozent der weiblichen Teenager, so zeigen Studien, wurden im Internet sexuell belästigt. Diese Zahl mag etwas hochgeschraubt sein, weil der digitale Alarmismus inzwischen meterhohe Wellen schlägt. Dennoch ist das Problem nicht gelöst.

Erst einmal, im arabischen Frühling in Ägypten, ist Facebook zum politischen Instrument geworden. Das Netzwerk diente zur Mobilisierung der Demonstranten. Der Ausdruck Facebook-Revolution, der damals entstand, erwies sich im Nachhinein als übertrieben. Doch immerhin dreissig Prozent der Protestteilnehmer informierten sich via Facebook über die Lage in Kairo oder verschickten mitunter Fotos und Videos von den Demonstrationen auf dem Tahrir-Platz.

Ansonsten ist Facebook eher als angenehme Spielwiese konzipiert. Man hat es vielfach mit persönlich bekannten Netzpartnern zu tun. Man kommuniziert mit Freunden über die Fährnisse des Alltags, und wen man als Freund nicht will, den schliesst man aus. Man ist familiär unter sich. Bei Twitter ist das anders. Das Konzept ist unpersönlicher. Hier kann sich jeder – auch anonym – zum Follower eines Dritten machen und dessen Twitter-Output automatisch zugespielt erhalten. Twitter ist eine Informations- und Meinungsplattform. Die Mitglieder des Netzwerks tauschen weniger persönliche Befindlichkeiten als vielmehr harte Meinungen und Fakten aus.

Der Austausch der Meinungen und Fakten kann gesetzeskonform sein. Oder auch kriminell. Twitter ist härter, politischer und bedrohlicher als andere Anbieter von Social Media. Er ist dadurch auch am besten geeignet für illegale Aktivitäten. Twitter ist darum das ideale Netzwerk, um sogenannte Shitstorms loszutreten, jene aggressiven und beleidigenden Massenattacken, mit denen ein Individuum oder eine Institution fertiggemacht werden soll. Das letzte erfolgreiche Beispiel ist erst wenige Tage alt. Brendan Eich, Chef des Softwarehauses Mozilla, musste nach nur elf Tagen im Job zurücktreten. Sein Vergehen war ein Verstoss gegen die politische Korrektheit gewesen. Vor sechs Jahren hatte Eich bei der kalifornischen Volksabstimmung über

die gleichgeschlechtliche Ehe tausend Dollar an die Gegner der Vorlage gespendet. Vor allem auf Twitter brach nun ein gewaltiger Shitstorm los, der mit seinen Diffamierungen und Boykottdrohungen totalitäre Züge trug.

Neue Form des Mobs

Social Media, allen voran Twitter, haben eine neue Form des Mobs hervorgebracht. Der neue Mob ist, wie schon seine historischen Vorläufer, eine aufgewiegelte Volksmasse mit dem Ziel der Zerstörung und des Krawalls. Der Unterschied zu früher liegt in der ungleich höheren Agilität. Über die allzeit bereiten Smartphones lässt sich ein Shitstorm heute sekundenschnell und weltweit in Gang bringen.

Ausufernden Shitstorms ausgesetzt waren in diesem Jahr etwa die Frauenrechtlerin Alice Schwarzer, der Moderator Markus Lanz und die Skiläuferin Lara Gut. Bei Schwarzer war der Anlass ihre Steuerhinterziehung über ihr Schweizer Bankkonto. Bei Lanz war es ein angriffiges Gespräch, das er in seiner Talkshow mit der Kommunistin Sarah Wagenknecht führte. Gut wagte vor den Olympischen Spielen in Sotschi in der *Sonntagszeitung* ein paar kritische Anmerkungen zu den Menschenrechten in Russland.

In allen drei Fällen fiel der Mob mit unfasslicher Brutalität und Rachsucht über die Protagonisten her. Es bot sich das gewohnte Bild. Die wenigen digitalen Diskussionsteilnehmer, die sich mit ihrem echten Namen meldeten, argumentierten meist sachlich und fair. Die Horde der anonymen Netzwerknutzer hingegen krakeelte.

Zeitungen und Zeitschriften wie *Blick* und *20 Minuten* haben auf ihren Websites dasselbe Problem. Hier haben die Redaktionen darum eine Art interne Zensurbehörde installiert. Üble und anonyme Hasstiraden, die juristisch anfechtbar sind, gelangen nicht ins Netz, sondern werden geblockt. Social Media wie Twitter kennen diese Barriere nicht. Hier wird jeder Dreck ins Meer geschwemmt.

Anwaltskanzleien hätten jahrzehntelang zu tun, wenn sie all die digitalen Ehrverletzungen, üblen Nachreden, Beleidigungen und Verleumdungen juristisch verfolgen würden. Sie tun es nicht, denn die Aussicht auf Erfolg ist nahe null. Die einzige Möglichkeit, sagte Shitstorm-Opfer Markus Lanz, sei, «gedanklich einfach mal die Spülung zu drücken».

Nicht nur das Persönlichkeitsrecht ist in der Online-Welt ausser Kraft gesetzt. Dasselbe gilt ebenso für das geistige Eigentum. Millionen von Texten und Bildern werden jährlich illegal über Twitter verbreitet, obwohl sie einem geschützten Urheberrecht unterliegen. Auch diese Form des Diebstahls ist durch den Schutzwall der Anonymität gut abgesichert. Die Devise der Gemeinde lautet: «How to Get Big on Twitter: Ignore Copyright.»

Die Social Media sind wenig daran interessiert, ihre Dunkelkammern auszuleuchten.

Obwohl Twitter und Facebook börsenkotiert sind, ist Transparenz für sie eine zweit-rangige Frage. Beschwerden unterliegen einem bewusst kompliziert gestalteten Verfahren, das ohne Anwälte kaum erfolgreich zu bewältigen ist. Gelegentlich wird dann der eine oder andere missbräuchliche Twitter-Account gesperrt. Damit ist das Problem für genau eine Sekunde gelöst. Eine Sekunde später hat der Gesperrte unter einem neuen Fantasienamen einen neuen Account eröffnet.

Irgendwann hatte auch Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan genug. Er sperrte Twitter in der Türkei. Letzte Woche hob das Verfassungsgericht Erdogans Blockade auf. Sie verstosse gegen die Meinungsfreiheit.

Das Mitleid mit dem unterlegenen Erdogan darf sich in Schranken halten. Er kennt die Kraft von Twitter und Facebook vermutlich besser als die meisten anderen Ministerpräsidenten dieses Planeten.

Im letzten Herbst wählte Erdogan aus seiner Regierungspartei AKP rund 6000 junge Mitglieder aus und liess sie zu Spezialisten für Social Media ausbilden. Die Partei versorgte sie mit Texten und Bildern, um sie auf Twitter und Facebook zu verbreiten. Die massive Netzpropaganda war ein wichtiger Grund, dass Erdogan die Wahlen wieder gewann.

Twitter ist ein Zwitter: Meinungsfreiheit und Meinungsterror sind nahe beisammen. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

«Eine besondere Intimität»

Michael Ballhaus war der Kameramann von Rainer Werner Fassbinder, Martin Scorsese und Francis Ford Coppola. Im Interview spricht er über die Eitelkeiten der Hollywood-Stars, die grossen Rivalitäten vor der Kamera und den Verlust des Augenlichts. *Von Sven Michaelsen und Wolfgang Stahr (Bild)*

Herr Ballhaus, nachdem der Milliardär Charles Bluhdorn das Filmstudio Paramount gekauft hatte, spottete er: «Ich dachte, Hollywood wäre glamourös, aber jeder, den ich hier treffe, ist kleiner als 1,50.»

Bluhdorns Bonmot hat einen wahren Kern. Ich hatte es in Hollywood erstaunlich oft mit kleinwüchsigen Männern zu tun, von Dustin Hoffman über Harvey Weinstein bis zu Tom Cruise. Dustin Hoffman musste ich beim Drehen oft auf eine Box stellen, damit der Grössenunterschied zu seinen Filmpartnern nicht sichtbar war. Vielleicht gibt es bei Männern tatsächlich einen Napoleon-Komplex, der zu Geltungsdrang führt und zu dem Wunsch, über sich hinauszuwachsen. Zumindest, was Image und Popularität betrifft, möchte man zu einem grösseren Menschen werden.

Die moderne Prominentenkultur entstand zwischen 1919 und 1922, als der Film vom Novum zum Massenmedium wurden. Verstehen Sie, warum heute die ganze Welt süchtig nach Celebritys zu sein scheint?

Ich tue mich schwer, diese Faszination nachzuempfinden, vielleicht weil ich die Menschen, um die es geht, aus nächster Nähe kennengelernt habe, und Bewunderung erträgt nun mal keine Nähe. Hollywoodstars sind das, was früher die Mitglieder eines Königshauses waren. Man interessiert sich für ihren Glanz, aber auch für Klatsch und Tratsch über ihre privaten Abgründe und Katastrophen.

Sie standen vierzig Jahre hinter der Kamera und haben achtzig Kinofilme gedreht – mit Grössen wie Meryl Streep, Winona Ryder, Michelle Pfeiffer, Emma Thompson, Cameron Diaz, Harrison Ford, Robert De Niro, Daniel Day-Lewis, Tom Cruise, Robert Redford, Paul Newman, John Travolta, Will Smith, Jack Nicholson, Matt Damon, Keanu Reeves und Leonardo DiCaprio. Gab es für Ihre Karriere eine Zündsekunde?

Ja. Mit achtzehn Jahren durfte ich zuschauen, als Max Ophüls' «Lola Montez» drehte, seinen ersten Film in Farbe und Cinemascope. Es war wie Liebe auf den ersten Blick, als ich den Kameramann Christian Matras bei seiner Arbeit beobachtete. Die zweite entscheidende Begegnung war die mit dem 24-jährigen Rainer Werner Fassbinder, mit dem ich dann fünfzehn Filme gemacht habe. Er war zugleich Magier und Monster, Engel und Teufel. Wegen seiner manischen

Produktivität, die er auch noch mit Drogen befeuerte, war ich gezwungen, schnell und effizient zu arbeiten. Ich blieb im Budget, spielte mich nicht auf und war kein Hypochonder. Das wurde dann Teil meines Rufes.

Was ist Ihre dunkelste Seite?

Vielleicht mein Egoismus. Fassbinder konnte ein Tyrann sein, der einen mit brutalen Methoden unter Druck setzte. Anfangs habe ich den Fehler gemacht, diesen Druck an mein Team weiterzugeben. Ich schwang die Peitsche und sagte: «Schnell, schnell, schnell!» Eines Tages war denen das zu viel, und ein Hammer flog knapp an meinem Kopf vorbei. Das war für mich ein *wake-up call*.

Welcher Regisseur hatte die präzisesten Bildvorstellungen?

Da muss ich drei nennen: Fassbinder, Martin Scorsese und Francis Ford Coppola. Scorsese bereitet sich bis zu drei Monate lang auf die visuelle Umsetzung eines Drehbuchs vor. Er geht Satz für Satz durch und notiert am Rand Anmerkungen wie «neue Einstellung» oder «close-up» oder «tracking shot». Dadurch wird für alle Beteiligten von Anfang an klar,

«John Travolta konnte sich trotz einer Gage von 20 Millionen Dollar keine fünf Sätze merken.»

welchen Rhythmus der fertige Film haben soll. Scorseses Antipode ist Mike Nichols. Er bringt zwei, drei schöne Bildideen für einen Film mit, ansonsten aber probt er vor allem mit seinen Schauspielern, die ihn zu Recht verehren. Das Licht und die Auflösung einer Szene überlässt er dem Kameramann. Er hat mir eines der schönsten Komplimente überhaupt gemacht, als er über mich sagte: «Mit Michael zu arbeiten ist, als wäre man im Himmel, ohne dafür sterben zu müssen.»

Nichols ist für Sie ein vorbildlicher Regisseur. Warum?

Ein Schauspieler ist nur dann gut, wenn er den Zuschauer in seine Seele schauen lässt. In diesen Momenten ist er völlig schutzlos. Der Regisseur muss also gleichzeitig die totale Öffnung provozieren und den Schauspieler in seiner Schutzlosigkeit beschützen, weil er sonst nichts mehr aus ihm rauskriegt. Darin ist Nichols genial. Ausserdem ist er ein nobler Mensch.

Hollywood ist die Welthauptstadt der Riesenegos. Passten Sie da hin?

Wäre ich selber einer dieser *big ego*-Typen, hätte ich nicht mit Besessenen wie Scorsese arbeiten können. Für Dramen und Kräche hatte ich nie ein Talent. Ich habe auch nie am Set geschrien. Ich halte mich für ausgeglichen, friedfertig und umgänglich, und wenn ich wegen eines Problems nervös wurde, dann habe ich das möglichst nicht nach aussen gekehrt. Mein Prinzip war: das Wichtigste bei einem Film sind der Regisseur und die Schauspieler – nicht ich.

Schauspieler können grandiose Nerven sägen sein, weil sie zwischen Grössenwahn und Minderwertigkeitskomplexen oszillieren. Können Sie es gut mit solchen Naturen?

Ja. Meine Eltern waren Schauspieler und haben mich im Theatermilieu grossgezogen. Ich habe mindestens dreissig Mal gesehen, wie mein Vater in «Tod eines Handlungsreisenden» als Willy Loman auf der Bühne stand. Schauspieler spüren, dass ich sie liebe und verstehe, worum es ihnen geht. Ich habe immer alles für ihre Konzentration getan. Bei mir musste das Team so leise und diszipliniert sein, als wäre man in einer Kathedrale.

Schauspieler sind in der Regel scheu, schüchtern und unsicher. Verstehen Sie, warum solche Charaktere sich vor einer Kamera exponieren wollen?

Gerade in schüchternen Menschen hämmert der Wunsch, sich zu produzieren. Da ihnen das im realen Leben nicht gelingt, wollen sie auf die Bühne oder vor eine Kamera. Wer sich in seiner eigenen Haut nicht wohl fühlt, schlüpft gern in eine fremde. Eine Rolle zu spielen, erlöst einen für ein paar Wochen von den eigenen Ängsten und Neurosen.

Grosse Schauspieler sind oft Total-Egozentriker. Wer ist Ihnen da unvergesslich?

Unter den Exzentrikern, die ich erlebt habe, war John Travolta die Nummer eins. Er brachte eine riesige Entourage mit, Privatsekretär, Masseur, Koch, Fahrer und Maskenbildner. Bei seinem Vertrag für «Primary Colors» hatte er auf einer Klausel bestanden, die ihm garantierte, nicht länger als zehn Stunden am Tag arbeiten zu müssen. Das Bizarre war, dass er sich trotz seiner Gage von zwanzig Millionen Dollar keine fünf Sätze Text merken konnte. Wegen dieser Schwäche standen überall am Set Monitore im Off, von denen er seinen Text ablesen konnte. Er war grandios darin, lässig von einem Monitor zum anderen zu wechseln, ohne einen merken zu lassen, dass er nicht wusste, welchen



«Film ist Illusion, aber kein Betrug»: Kameramann Ballhaus.

Satz er als Nächstes zu sagen hatte. Auch darin zeigt sich schauspielerische Grösse.

Ein Schauspiel-Star, der sich keine fünf Sätze Text merken kann: Ist das Grössenwahn oder eine Behinderung?

Travolta kann sich wirklich keinen Text merken. Ebenso Jack Nicholson. Er hatte einen Knopf im Ohr und sprach den Text nach, der ihm eingeflüstert wurde. Auch er machte das hervorragend.

Halten Sie Star-Allüren für einen Ausdruck von über grossem Selbstbewusstsein oder für ein Zeichen von Unsicherheit?

Diva-Gehabe und Arroganz sind oft nichts anderes als kompensierte Schüchternheit.

Wenn ein Star plötzlich Streit mit der Kostümabteilung vom Zaun bricht, kann dahinter die Angst stecken, vor die Kamera zu treten. Bei «Good Fellas» hatte Joe Pesci ein riesiges Ego-Problem, weil er sich für so gut hielt wie Robert De Niro. Das Machtspiel zwischen den beiden war: Wer kommt zuerst aus dem Trailer, wenn beide gerufen werden? Pesci hat immer versucht, später die Tür aufzumachen. Die Spielchen wirkten lächerlich, aber dahinter steckte eine grosse Rivalität.

Haben Sie am Set Tätlichkeiten erlebt?

Beinahe. Die Dreharbeiten mit Richard Dreyfuss und Bill Murray zu «What About Bob!» waren eine Zumutung. Die beiden fanden

sich so zum Kotzen, dass sie sich weigerten, gemeinsam vor der Kamera zu stehen. Wir konnten nur noch Schuss-Gegenschuss über die Schultern der Doubles machen. Der Krieg dieser beiden genialen Komiker ging so weit, dass sie sich mit Gegenständen bewarfen. Einmal flog ein Aschenbecher. Regisseur Frank Oz rastete aus und schrie, dass es einem durch Mark und Bein ging. Ich dachte, man hätte ihm ein Messer durchs Herz gestossen.

Wer sticht aus Hollywoods berstender Ego-Kultur heraus?

Robert Redford und Paul Newman. Redford ist burschikos und macht kein Theater aus seiner Berühmtheit. Ich habe ihn nie mit

Bodyguard erlebt. Er ist schon so lange ein Star, dass es für ihn die natürlichste Sache der Welt ist, dass ihn auch am anderen Ende der Welt jeder kennt. Er hat in Paris Malerei studiert und ist in seiner Seele ein Künstler. Umso mehr hat es mich enttäuscht, dass er etwas mit seinem Gesicht hat machen lassen. Er hätte das gar nicht nötig gehabt, weil er gut altert. Jetzt ist er nicht mehr derselbe Schauspieler.

Schauspieler können zu Fanatikern werden, die in ihrer Figur vollständig aufgehen. Haben Sie solche Mutationen erlebt?

«Gangs of New York» zu drehen, dauerte sieben Monate. Während der gesamten Zeit übernahm Daniel Day-Lewis rund um die Uhr und zu hundert Prozent die Identität seiner Filmfigur. Man konnte ihn am Set nicht mit Daniel ansprechen, sondern nur mit Bill, dem Namen seiner Filmfigur. Auch seine Sprache war immer die von Bill. Man erzählte sich, dass ihn seine Frau zu Hause auch Bill nannte. Sein Filmpartner Leonardo DiCaprio ist ganz anders. Er kann in seine Rollen nach Belieben rein- und herauschlüpfen und hat ein intuitives Gespür für Licht und Kamera. Er nimmt das Objektiv als sein Publikum wahr. Ihn auf der anderen Seite des Objektivs zu beobachten, war eine phänomenale Erfahrung.

Konnten Sie nach Feierabend abschalten?

Das hing vom Film ab. Bei «Good Fellas» habe ich die vielen Gewaltszenen nur schwer ausgehalten. Wenn ich abends nach Hause kam und meine Frau mich nach meinem Tag fragte, sagte ich: «Heute haben wir zwei Mafiosi erschossen. Wir mussten das ein paar Mal drehen, weil nicht genug Hirn aus den Schädeln spritzte.» Das schlug aufs Gemüt. Hinzu kamen Spannungen am Set. Scorsese fand, Joe Pesci sei zu alt für seine Rolle, aber der sagte: «Wenn du mir die Rolle nicht gibst, bringe ich dich um.» Joe ist ein bisschen irre, deshalb konnte man nicht sicher sein, ob das nur Spass war. Er war Kneipenwirt in der Bronx gewesen und hatte Freunde bei der Mafia. Als er den später berühmt gewordenen Satz sagte: «You think that's funny?», gefror uns das Blut in den Adern. Seine Brutalität wirkte so echt, dass wir Angst vor ihm hatten.

Über den jungen Tom Cruise, mit dem Sie «The Color of Money» gedreht haben, schreiben Sie in Ihrer Autobiografie*: «Man sah ihm schon aus der Ferne an, dass er gross werden wollte und dass ihm das gelingen würde.»

Wenn es so etwas wie magische Präsenz gibt, dann hat Tom Cruise eine Menge davon abbekommen. Man bemerkte dieses Fluidum schon daran, wie er einen Raum betrat. Ohne dass er etwas gesagt hätte, richteten sich die Augen auf ihn. Er war vor der Kamera unverschämt begabt, aber klug

genug, gegenüber seinem Filmpartner Paul Newman bescheiden, höflich und zurückhaltend aufzutreten. Später mochte ich ihn nicht mehr. Er wirkte kalt und arrogant auf mich. Ich spürte kein Herz mehr, keine Empathie.

Sie haben mit Prince «Under the Cherry Moon» gedreht. Wie Cruise und Travolta ist er Scientologe. Können Sie erklären, warum diese Organisation so viele Stars anzieht?

Scientology ist eine äusserst mächtige und einflussreiche Organisation, die überall ihre Leute sitzen hat. Deshalb fühlen sich Stars durch Scientology sehr gut beschützt. Als Tom Cruise bei einem Film das Gefühl hatte, seine Stimme sei zu hoch, wollte er, dass das in der Tonmischung geändert wird. Das wäre aber sehr teuer gewesen. Da hat er Scientology gefragt, ob sie helfen könnten. Und sie konnten helfen. Das wurde dann eben gemacht. Ich vermute, dass Scientology auch die amerikanische Presse beeinflussen kann.

«Mehr als hundert Jahre Kino», so lautet eine Hollywood-Weisheit, «haben nur eine Regel fürs Filmemachen hervorgebracht: «nobody knows anything.» Wissen Sie mehr?

Nein. Film ist Kollektivkunst, und die Dynamik in Kollektiven ist unberechenbar. Wenn fünf Künstler an einem Film beteiligt sind und jeder von ihnen den gleichen Film machen will, dann geschieht ab und zu das Wunder, dass der Film sehr gut wird. Aber wenn von den fünf zwei einen anderen Film machen wollen, geht es total daneben. Umgekehrt grenzt es an ein Wunder, dass aus Chaos, Streit und Konfusion am Ende Meisterwerke entstehen können. Wäre es anders, könnte man die Qualität und den Erfolg von Filmen vorausberechnen.

Reut es Sie, nie Regie geführt zu haben?

Nein. Ich war nie ein frustrierter Kameramann, der lieber Regisseur gewesen wäre. Nach «The Fabulous Baker Boys» fragte mich Produzent Mark Rosenberg, ob ich nicht Regie führen wolle, ich hätte doch grosse Teile des Films allein inszeniert. Als er wissen wollte, ob ich einen Stoff hätte, erzählte ich ihm die Liebesgeschichte von Kurt Weill und Lotte Lenya, zu der es einen Drehbuchentwurf gab. Er sagte: «Tolle Geschichte, das machen wir zusammen.» Dann starb er mit 43 Jahren an einem Herzinfarkt. Ich bin heilfroh, dass aus der Regisseurs-Idee nichts geworden ist. Es ist gegen meine Natur, mich um Drehbuch, Geld, Besetzung und Schnitt zu kümmern und Kämpfe mit Studios auszufechten.



Vier Oscars: «The Departed».

Für Klatschjournalisten sind Sie ein Albtraum. Ihre erste und letzte Linie Koks haben Sie in den siebziger Jahren mit Fassbinder gezogen, ansonsten: keine Skandale, keine Scheidungen, keine üble Nachrede.

Ich war schon fast fünfzig, als ich in die USA ging. In diesem Alter hat sich der Charakter gefestigt. Was das Private anbelangt: Mein Vater hatte den Hang, sich in Hauptdarstellerinnen zu verlieben. Darüber ist die Ehe meiner Eltern zerbrochen. Das brennt sich einem Kind ein. Ich habe mit siebzehn die Frau kennengelernt, die ich mit 23 geheiratet habe, und bin in Hollywood nicht auf Partys gegangen. Ich dachte nie daran, meine Familie zu verlassen.

Sie haben die begehrtesten Frauen dieses Planeten vor Ihrer Kamera gehabt. Welche Chancen hat man als Kameramann, diese Geschöpfe ins Bett zu kriegen?

Man hat ganz gute Karten, denn Schauspielerinnen wissen, dass der Kameramann die Macht hat, sie schön oder weniger schön aussehen zu lassen. Er ist es, der ihr Gesicht mit Licht modelliert, und es sind seine Augen, in welche der Star schaut, wenn er in die Linse der Kamera blickt. Das schafft eine besondere Intimität, die manchmal ins Erotische geht. Ich habe diesen Verlockungen aber widerstehen können.

Was kann ein Kameramann bei Nacktaufnahmen erleben?

Die meisten amerikanischen Regisseure können mit Nacktszenen nichts anfangen, weil sie so prude sind wie ihr Land. Auch der Katholik Scorsese, der einen Teil seiner Jugend im Kloster verbracht hatte, ging immer möglichst schnell drüber weg und kürzte die Szenen beim Schnitt. Das Gleiche habe ich bei Robert Redford erlebt.

Wer war die grösste Zicke?

Kelly McGillis. Bei «The House on Carroll Street» machte sie erst ein Mordstueck, aber als die Nacktszene dann abgedreht war, konnte sie gar nicht damit aufhören, oben ohne rumzulaufen.



«You think that's funny?»: «Good Fellas».

Zwei Schauspielerinnen beschreiben Sie in Ihrer Autobiografie mit besonderer Zärtlichkeit: Emma Thompson und Winona Ryder.

Über die wunderbare Emma Thompson muss man nichts sagen. Winona Ryder habe ich kennengelernt, als ich mit Coppola «Dracula» drehte. Sie war mit Abstand die beste Schauspielerin am Set und ein bezauberndes Wesen, das sich manchmal kokett auf meinen Schoss setzte. Es ist traurig, dass sie sich ihre Karriere durch wiederholte Ladendiebstähle verdorben hat.

Wussten Sie, dass sie unter Kleptomanie litt?

Nein. Mir fiel nur auf, dass sie ein bisschen geizig war. Einmal mietete sie einen ganzen Tag lang ein Taxi, um zu shoppen. Am Ende gab sie dem Fahrer gerade mal 100 Dollar. Dabei verdiente sie Riesensummen.

Bei welchem Ihrer Filme wurde der grösste Aufwand betrieben?

Das grösste Set gab es bei Scorseses «Gangs of New York». Da standen bis zu 3000 Statisten vor meiner Kamera. Die Filmbauten stammten vom genialen Production Designer Dante Ferretti. Er hatte mit 250 Mitarbeitern mehr als drei Monate lang fünf komplette Strassenzüge nachgebaut und einen Hafen mit zwei Schiffen.

Als George Lucas, der Erfinder der «Star Wars»-Saga, die Dreharbeiten des 100 Millionen teuren Films besuchte, sagte er zu Scorsese: «Weisst du eigentlich, dass man das alles längst am Computer bauen kann?»

Es ist traurig, dass so eine Frage gestellt wird. Die Lebendigkeit und die Atmosphäre eines Films verschwinden, wenn die Schauspieler vor einer Bluescreen spielen. Das Auge des Zuschauers erkennt vielleicht keinen Unterschied, aber das Unterbewusstsein sehr wohl. Film ist Illusion, aber kein Betrug.

Der 3-D-Film «Avatar» von James Cameron ist der erfolgreichste Film aller Zeiten. Halten Sie diese Technik für einen Fortschritt?



Mordsetue wegen Nachtszene: Kelly McGillis (r.).

Nein. Für mich ist das nur eine Spielerei. Die Intelligenz von Geschichte und Schauspieler entscheidet darüber, ob ein Bild Tiefe hat, nicht die Technik. «Avatar» hat mich nach einer halben Stunde gelangweilt. Die Geschichte, die Cameron erzählt, habe ich schon hundertmal gesehen. Ich glaube, dass 3-D eine Mode ist, die bald wieder abklingen wird.

Mit Scorseses «The Departed» haben Sie sich 2006 im Alter von siebzig Jahren aus Hollywood verabschiedet. Die Dreharbeiten waren ein Debakel, aber am Ende regnete es Oscars.

Der Drehbeginn war vorverlegt worden, deshalb war Scorsese so wenig vorbereitet wie noch nie. Da das Drehbuch nicht fertig war, bat er seine Hauptdarsteller um Hilfe. Das

«Joe Pescis Brutalität wirkte so echt, dass wir Angst vor ihm hatten.»

Resultat war, dass Jack Nicholson das Drehbuch umschrieb. Auf dem Set fragte Scorsese ihn: «Jack, was willst du machen?» Jack wusste genau, was er machen wollte, nämlich Jack Nicholson spielen. Aus zwei Seiten Drehbuch wurden beim Drehen zehn Minuten. Es hat mich deprimiert, dass mein Idol Scorsese nicht in der Lage war, Jack zu inszenieren.

Wie verstand sich der Altstar Nicholson mit dem Jungstar DiCaprio?

Nicholson wollte ihn mit allen Mitteln an die Wand spielen und versuchte, ihn mit üblen Spielchen aus der Fassung zu bringen. Einmal setzte er ihm eine Pistole an den Kopf und sprach Text, der nicht im Drehbuch stand. DiCaprio hat das cool und souverän abgefangen und sich nicht die Schau stehlen lassen. Es kam allerdings öfter vor, dass er nach einer Szene sagte: «Was war das denn?»

Scorsese klagte am Ende: «Das ist mein schlechtester Film!»

Seiner Cutterin Thelma Schoonmaker gab er die Order, den Film durch den Schnitt so schnell zu machen, dass die Leute nicht mer-

ken, wie schlecht er ist. «The Departed» wurde dann sein kommerziell erfolgreichster Film und gewann vier Oscars: bester Film, beste Regie, bestes Drehbuch und bester Schnitt. Trotzdem finde ich, dass «The Departed» nicht sein bester Film ist – und meiner auch nicht. «The Age of Innocence» und «Good Fellas» sind besser. Das ist die Quintessenz unserer gemeinsamen Jahre.

Zwei Tage nach der New Yorker Premiere von «The Departed» brach Ihr Leben auseinander. Es begann damit, dass Ihre Frau Helga morgens über Magenschmerzen klagte.

Nach 25 Jahren Hollywood wollten wir endlich die Dinge tun, die immer zu kurz gekommen waren. Als Helga furchtbare Schmerzen bekam, brachte ich sie ins Krankenhaus, wo man ihr ein starkes Schmerzmittel gab. Sie verlor das Bewusstsein, fünf Stunden später war sie tot – Magenkrebs. Nach fünfzig Jahren Ehe konnte ich mich nicht einmal von ihr verabschieden. In meinem Schmerz schrie ich sie an: «Du kannst nicht einfach so abhauen!» Plötzlich hatte ich keine Frau und keinen Beruf mehr. Was mir blieb, waren Schmerz und Verzweiflung.

Fünf Jahre später, 2011, heirateten sie die Regisseurin Sherry Hormann. Zur gleichen Zeit entdeckte ein Arzt auf Ihrem rechten Auge einen Schleier und riet zu einer Operation.

Bei der OP wurde ein schlimmer Fehler gemacht. Wie ich später erfuhr, war es die letzte OP des Professors vor dem Ruhestand.

Wie stark sind Ihre Augen geschädigt?

Ich habe nur noch zwanzig Prozent Sehkraft. Meine Leidenschaft war doch das Schauen! Ich rede auch gar nicht drum herum, dass es für mich Momente gibt, in denen ich sehr, sehr bitter und verzweifelt bin. Ich sage mir dann aber: «Du musst jetzt andere Dinge finden, die dich beschäftigen.» Ich habe in meinem Leben viele Drehbücher gelesen, aber wenig Weltliteratur, weder Dostojewski noch Thomas Mann. Das hole ich jetzt mit Hörbüchern nach. Ich lerne, die anderen Sinne zu mobilisieren. Mein Leben war fünfzig Jahre lang vom Film geprägt, jetzt versuche ich, die Welt ausserhalb des Films zu erkunden. «Aging is not for sissies», heisst es bei uns.

Können Sie noch Filme sehen?

Ich habe zu Hause einen Beamer und eine Leinwand. Nahaufnahmen erkenne ich, aber wenn es um Details geht, versagen meine Augen. Dann bitte ich Sherry, mir zu sagen, was auf der Leinwand zu sehen ist.

Gehen Sie noch ins Kino?

Nein. Es ist nicht komisch, im Kino zu sitzen, und die Frau neben einem muss einem andauernd erzählen, was auf der Leinwand Tolles zu sehen ist. Aber so ist es dann jetzt halt. *It is what it is.*

* Michael Ballhaus: «Bilder im Kopf». DVA. 320 S.



Meisterin der Nuancen: Palästinenserinnen, fotografiert von Pulitzerpreisträgerin Niedringhaus.



Tod einer Fotografin

Von Daniele Muscionico

Anja Niedringhaus ist tot. Die Frau, die dieses Bild gemacht hat, ist bei ihrer und für ihre Arbeit gestorben. Nein, nicht gestorben, sie wurde ermordet. Erschossen letzten Freitag im Osten von Afghanistan. Niedringhaus fotografierte die Wahlen, um uns ein Bild zu machen. Von den Hoffnungen, vom Krieg, von alledem, was wir Verschonten, Davongekommenen nur dank Menschen wie ihr als einen Anflug von Ahnung kennen.

Anja Niedringhaus wurde keine fünfzig Jahre alt – eine Deutsche, die in Genf lebte. Ihre Bilder erscheinen weltweit auf den Titelseiten von Tageszeitungen und Zeitschriften. Nicht unter ihrem Namen, das war für sie nicht wichtig. Die Fotografin arbeitete auf Kriegs- und Krisenschauplätzen für die Agentur Associated Press (AP) als eine der wenigen Frauen und mit einem brennenden Bewusstsein für die menschliche Tragödie hinter Statistiken, Nachrichten, Frontmeldungen. Dafür erhielt sie 2005 die höchste Auszeichnung ihres Faches, den Pulitzerpreis.

Ihr Anliegen waren die Menschen. Nicht die Kriegsmaschine, Militärmaschine, nicht der Waffenwahn. Ihr Interesse galt dem Danach, dem Leben nach dem Gefecht, Frauen, Männern, Kindern, die Gewalt ausgesetzt sind und Zerstörung. Ihr Fokus galt der Hoffnung.

Viele ihrer Bilder werden in den Zeitungen in Farbe gedruckt. Doch die Fotografin selber bevorzugte Schwarz und Weiss. Denn sie war eine Meisterin der Nuancen, der Komposition in feinen Abstufungen, Verschiebungen von Schwarz über Grau nach Weiss. Anja Niedringhaus ging mehrmals unter Beschuss, 2010 musste sie nach einem Handgranatenangriff auf eine Soldatenpatrouille in einem afghanischen Dorf verletzt ausgeflogen werden. Das schmälerte den Glauben an ihre Mission nicht. Die Menschen in Afghanistan schienen ihr wichtiger als sie selber.

Diesen Donnerstag wird in Winterthur eine Ausstellung eröffnet, ausgestellt werden auch Bilder vom 10. November 2013 aus Kabul, als sich Wahlberechtigte für die nun laufenden Wahlen registrierten. Niedringhaus' Anwesenheit an der Vernissage war nicht vorgesehen, sie wollte ihre Arbeit nicht unterbrechen. Doch im Juni sollte sie anreisen, dann, wenn in Afghanistan die Wahlergebnisse feststehen. Die Ausstellung wird ihre Feier sein, in Abwesenheit zwar, doch bei unvergessener Präsenz.

At War: Anja Niedringhaus, Coalmine, Winterthur, ab 10. April

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 2 (–) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des Universums (*Diogenes*)
- 3 (2) **Alex Capus:** Mein Nachbar Urs (*Hanser*)
- 4 (3) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 5 (5) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 6 (–) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 7 (6) **John Grisham:** Die Erbin (*Heyne*)
- 8 (4) **Frank Schätzing:** Breaking News (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 9 (8) **Gillian Flynn:** Dark Places (*Fischer Scherz*)
- 10 (9) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (1) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 2 (8) **Sarah Fasolin:** Gartenreiseführer Schweiz (*Callwey*)
- 3 (2) **Annemarie Wildeisen:** Meine Expressküche (*AT*)
- 4 (3) **Roger Schawinski:** Wer bin ich? (*Kein & Aber*)
- 5 (10) **Jacky Gehring:** Bodyreset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 6 (4) **Rhonda Byrne:** The Secret – Das Praxisbuch für jeden Tag (*Arkana*)
- 7 (5) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 8 (6) **Christa Schmedes:** Cake-Pop-Set, mit Backform ... (*Gräfe und Unzer*)
- 9 (7) **Wolfgang Prosinger:** In Rente (*Rowohlt*)
- 10 (–) **Ulrich Kühne-Hellmessen:** WM 2014 – Brasilien, wir kommen! (*Weltbild*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Lobby-Journalismus

Zwei Journalisten erhalten von der Urheberrechtsgesellschaft Pro Litteris einen hochdotierten Preis. Zur Auszeichnung gehört, dass die Preisträger ihrerseits einen Journalisten auswählen dürfen, dem sie einen Förderpreis zusprechen. Nun kommt die Pointe: Die zwei Journalisten zeichnen den Pressesprecher einer Entwicklungsorganisation aus. Das ist kein schlechter Witz zur Krise des Journalismus, sondern real geschehen: Die preisgekrönten Journalisten Viktor Parma und Al Imfeld zeichneten den Erklärungs-von-Bern-Mitarbeiter Oliver Classen mit dem Journalismus-Förderpreis aus. Leistung ist tatsächlich zu bewundern: Der Lobbyist bringt nicht nur seine Botschaften problemlos bei gleichgesinnten Journalisten unter, sondern erfährt dafür auch noch Dankbarkeit in Form eines mit 10 000 Franken dotierten Preises. Das hat vor ihm noch keiner geschafft.

Tagebuch

Moskau im frühen April

Mit unserer Art zu denken ist Russland nicht zu verstehen, wie ein Kolloquiumsbesuch in Moskau zeigt.

Von **Hans Ulrich Gumbrecht**

Der erste Eindruck von Moskau im frühen April ist jedes Jahr derselbe. Neben der Landebahn und an den Strassenecken schmelzen dreckige Schneeberge – was sich hinziehen kann, weil es noch friert bei Nacht. Ein paar Tage später werden die Autos zum ersten Mal seit dem Herbst gewaschen, erst dann ist der Winter vorbei. Auch an der forcierten Sichtbarkeit des russischen Staats ändert sich nie viel. Obwohl seine Gesten längst von jungen Beamten verkörpert werden, wirken sie noch immer wie Überlebensreste aus dem Sowjetreich: die strenge und anscheinend arbiträre Einweisung der ankommenden Passagiere in sehr lange oder sehr kurze Warteschlangen bei der Passkontrolle; der Augenkontakt mit einer Einwanderungsbeamtin, deren Gesicht halb verdeckt bleibt; die Passregistrierung in der Hotelrezeption. All diese Momente sind gegenüber der spät- und postsowjetischen Ausführlichkeit viel kompakter geworden. Aber ganz will der russische Staat auf sie nicht verzichten. Denn dieser Staat ist überall präsent und etabliert das Gefühl, man könnte sich – ohne zu wissen, wo, wie und warum – falsch verhalten haben.

Jedes Jahr wächst die Zahl der Supermärkte, Restaurants, Bars und Sexshops in Moskau, die mit einem 24-Stunden-Service werben, und während auch die Zahl der sich exklusiv gebenden Boutiquen für Luxusartikel zunimmt, verlieren ihre Fassaden allmählich eine etwas provinzielle Schwere des Stils. Die Wände der Passagierbrücke zum Flughafengebäude hat eine Bank mit Motiven von den Winterspielen in Sotschi schmücken lassen, die an den heroischen Sowjetrealismus der Skulpturen und Embleme in der Metrostation beim Dynamo-Stadion erinnert. Nicht anders als die Briten vor zwei oder die Chinesen vor sechs Jahren sind die Russen – die russischen Medien jedenfalls – stolz darauf, die «beste Olympiade aller Zeiten» organisiert zu haben. Die Ahnung geht unter die Haut, dass für gut drei Viertel von ihnen dieses Hochgefühl nun intensiviert worden ist durch einen geopolitischen Schritt, den ihr Präsident als «Wiedervereinigung» mit der Krim feiern lässt. Nörgelnde Ausländer stehen da nicht hoch im Kurs. Ohnehin sind erste Kontakte in Russland meist unfreundlich, als gelte es, eine gefährliche Zumutung abzuweisen.

Selbst Irina Prochorowas intellektuelle Zuwendung wirkt reserviert genug, um ihr Würde zu geben. In der Anglistik ausgebildet, ist sie als Verlegerin und Herausgeberin von drei einflussreichen Zeitschriften seit den frühen post-

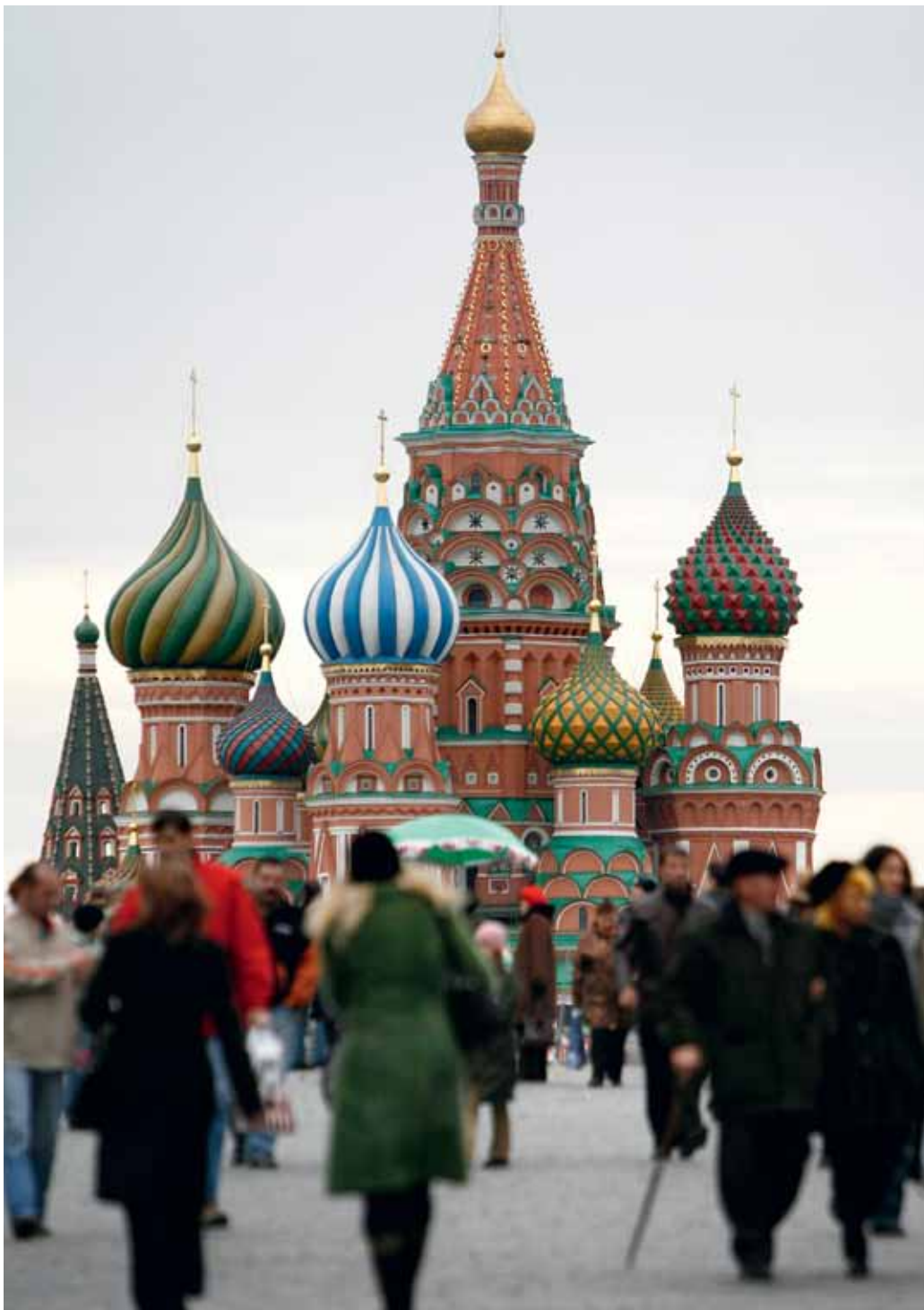
sowjetischen Jahren zu einer intellektuellen Autorität geworden, deren Ansehen neuerdings mit Talkshows in Radio und TV weiterwächst. Ob dahinter ein politisches Programm steht, will Irina nicht einmal mit den fünfzehn bis zwanzig Teilnehmern ihrer April-Kolloquien diskutieren. Deren Themen nehmen stets distanziert Bezug auf die russische Situation: «Geschlossene Gesellschaften» zum Beispiel, «Diaspora» und nun «Sklaverei». Nie waren die Vorträge in den Räumen einer privaten Gesellschaft, welche Verbrechen der Sowjet Union gegen die Privatsphäre im öffentlichen Gedächtnis halten will, so gut besucht und so leidenschaftlich diskutiert wie dieses Jahr.

Vorwurf «Journalismus»

Von der Krim-Annexion spricht kaum jemand in den Kaffeepausen, aber alle Sitz- und Stehgelegenheiten sind besetzt, als Andrei Zubow spricht, der «Direktor für Geschichte» an einer nationalen Diplomatenschule war und vor wenigen Tagen entlassen wurde, weil er einen Essay publizierte, in dem detailliert «der Schritt von der Krim» mit dem «Anschluss» Österreichs an Nazi-Deutschland im Jahr 1938 verglichen wird. So wie Zubows sehr formeller Anzug mit Weste und Taschenuhr und sein etwas zeremonieller Stil des Dozierens mit einer sonst gewährten Konvention des Understatements brechen, ist er auch der einzige Sprecher, der ganz explizit den Bogen von der Geschichte der russischen Leibeigenschaft zur Gegenwart als einem «dritten Zyklus der Sklaverei» schlägt. Dafür erntet er von seinen jüngeren Kollegen, die vor allem «wissenschaftlich» sein wollen, den vernichtend gemeinten Vorwurf des «Journalismus». Zubow jedoch behandeln sie mit jenem Respekt, der allein einem Widerstandshelden gehört.

Wirklich produktiv werden die Debatten, wenn sie sich auf kulturell und chronologisch entfernte Situationen beziehen, etwa auf das Ende der brasilianischen Sklaverei im späten neunzehnten Jahrhundert und ihr Überleben im nationalen Selbstbild, vor allem aber auf den Ursprung und auf das nachhaltige Vermächtnis der Leibeigenschaft in Russland. Der andere, so entwickelt sich eine Konsenslinie, wurde dort nicht in seiner Differenz, sondern als «amorphe Präsenz» wahrgenommen, und das kurze Jahrhundert des Sowjetkommunismus habe diese Einstellung genutzt und befestigt.

Um Publikationen und Archivreise, literarische Talente der Stunde und Inszenierungen,



Die russische Situation: Basilius-Kathedrale in Moskau.

die man nicht versäumen darf, geht es bei moderatem Wodkakonsum während des Abendessens. Auch das ist eine angenehm altertümliche Version des akademisch-intellektuellen Alltags. Gelegentliche Anspielungen auf die Politik klingen durchwegs pessimistisch, ohne von Visionen einer Alternative inspiriert zu sein. Das wahre Problem seien die permanenten Verfassungsänderungen, nicht primär die «Annexion» der Krim. Immer wenn die Kellner neue Platten mit sehr gutem Essen bringen, rücken solche Themen in den Hintergrund.

Zwischen vier und fünf Uhr morgens versucht der erstaunlich freundliche Taxifahrer auf dem langen Weg zum Flughafen ein Gespräch mit mir in Gang zu bringen. Die Absicht

scheitert am Mangel einer gemeinsamen Sprache. Um die vielen russischen Medaillen in Sotchi hätte es wohl gehen können, ohne ich, und um die «Wiedervereinigung» mit der Krim. Als wir ankommen, investiert der Fahrer – gegen meine situationstypische Ungeduld und die immer noch erstaunliche Morgenkälte – mehrere Minuten in mehrere Versuche, ein Formular auszufüllen, in dem bestätigt wird, dass meine Moskauer Gastgeber für die Taxifahrt bezahlen. Schliesslich händigt er mir das nutzlose Dokument aus und übersieht vor Erleichterung fast das Trinkgeld in meiner Hand.

Hans Ulrich Gumbrecht ist Professor für Literatur an der Stanford University in Palo Alto, Kalifornien.

Jazz

Emanzipation eines Drummers

Von Peter Rüedi

Ginge es nach den beidseitigen Vorurteilen, wäre ein Auftritt des Drummers Billy Hart im Programm von ECM so etwas wie der von Muhammad Ali in einem klassischen Ballett. Einmal abgesehen davon, dass die Beinarbeit des Box-Champions tatsächlich tänzerische Qualitäten hatte, hinkt der Vergleich, wie eben auch alle Vorurteile hinken. Weder ist ECM ausschliesslich ein heiliger Hain musikalischer Preziosen, noch ist Hart, der tatsächlich einmal im schwarzen Blues und Soul begann, ein reiner «Puncher» geblieben: Er wurde bald einer der gesuchtesten Perkussionisten in unterschiedlichsten Zusammenhängen, keineswegs nur denen des Hardcore-Mainstreams (Shirley Horn, Jimmy Smith, Wes Montgomery, Herbie Hancock, McCoy Tyner, Miles Davis); er war zum Beispiel auch der Drummer von Stan Getz während dessen Bossa-nova-Phase. Ein Mann für jede Jahreszeit, ein Swinger, der sich jedoch nie mit *timekeeping* begnügte: ein Drummer mit Dringlichkeit und höchst differenzierter Beweglichkeit, durchaus zu vergleichen mit Billy Higgins (dessen letzte Aufnahme, ein schönes Duo mit Charles Lloyd, schliesslich auch eine Produktion von ECM war). Nie, sagt Billy Hart, sei er dem, was er sich als Ideal seiner Musik seit langem vorgestellt habe, so nah gekommen wie mit seinen beiden CDs für das Münchner Label, «All Our Reasons» und, eben erschienen, «One Is the Other»: «Ich suchte immer eine lyrischere, flexiblere Art von Schlagzeugspiel.»

Mit dem coolen schwarzen Tenoristen Mark Turner, in dessen Sonorität ebenso viel Warne Marsh schwingt wie, sagen wir: Joe Henderson; mit dem Bad-Plus-Pianisten Ethan Iverson; und mit dem Bassisten Ben Street entwickelt Hart schon seit 2003 ein immer filigraneres Interplay, einen swingenden, in der Komplexität der Kompositionen indes anspruchsvollen modernen Jazz. Eine Reverenz an Lennie Tristano (die «coole» Orientierung von Turner!) steht am Beginn («Lennie Groove»), ein gefinkelter Blues ist Charlie Parker gewidmet («Yard»), und das steckt schon den Rahmen ab von dieser polystilistischen, aber keineswegs eklektisch zusammengefügten Musik zwischen Poesie und Power.



Billy Hart Quartet
(Mark Turner,
Ethan Iverson, Ben Street):
One Is the Other.
ECM 2335 3759733

Mein grosses Idol

Wenn wir in Vevey gastierten, war Charlie Chaplin fast ständig auf dem Zirkusgelände präsent. Persönliche Erinnerungen zum 125. Geburtstag des grössten Genies der Filmgeschichte. *Von Rolf Knie*

Neben dem Film hatte Charlie Chaplin zwei grosse Leidenschaften – das Boxen und den Zirkus. Er betonte aber immer wieder: «Nicht irgendeinen Zirkus – sondern den Circus Knie.» In meiner Wahrnehmung spielte er seit frühester Kindheit eine Hauptrolle: Mein Vater und mein Onkel kannten ihn, seit ich mich erinnern kann – es bestand schon immer eine enge Beziehung zwischen unseren Familien.

Während unseres Gastspiels in Vevey war Chaplin auf dem Zirkusgelände jeweils fast ständig präsent. Er beobachtete die Auf- und Abbauarbeiten, besuchte den Zoo, verpasste kaum eine Vorstellung. Wenn er im Chapiteau auf der Tribüne Platz nahm, spielte das Orchester die Melodie von «Limelight» – das Publikum ehrte ihn immer mit Standing Ovations. Chaplin war in Vevey extrem beliebt – die Menschen betrachteten ihn als einen der Ihren. Und im Gegensatz zu den USA wurde er hier in Ruhe gelassen.

Kunst ist bekanntlich Geschmackssache. Über jeden Künstler gibt es mindestens so viele Meinungen und Ansichten wie Werke, die er geschaffen hat. Mit einer Ausnahme: Charlie Chaplin. Er war seiner Zeit immer voraus, ist für mich der einflussreichste Komiker, wichtigste Wegbereiter der modernen Unterhaltungskultur – ein Türöffner für eine neue mediale Ära. Ich betrachte ihn kultur-, sprach- und nationenübergreifend als grösstes Genie der Filmgeschichte.

Mit Grossmutter im Wohnwagen 29

Er war aber auch ein Verstossener und Missverständener – das macht sein Schaffen umso beeindruckender. In die Schweiz kam er Anfang der 1950er Jahre, weil er in den USA per Haftbefehl gesucht wurde. Bis zu seinem Tod (1977) lebte er in der imposanten Villa Manoir de Ban bei Vevey hoch über dem Genfersee.

Seine gesellschaftliche Ächtung in den USA war eng mit einem seiner bekanntesten Filme verbunden, «The Great Dictator» – einer Parodie auf Hitler und messerscharfen Analyse des Faschismus.

Chaplin nahm bei uns aktiv am Zirkusalltag teil, bewegte sich wie im persönlichen Umfeld, brachte seinen Charme und Humor ein. Nach der Vorstellung erwies er meiner Grossmutter Margrit im legendären «29er», dem Wohnwagen 29, die Reverenz. Er sass mit Artisten und Musikern zusammen, redete über Gott und die Welt.

Am Nachmittag lud er jeweils selber zu Kaffee und Kuchen – beziehungsweise Schokolade und Kuchen – zu sich nach Manoir de Ban und führte den Gästen kleine Kunststücke vor. Ich erinnere mich, als sei es gestern gewesen:

Einmal ging die grosse Doppeltür zum Salon auf. Chaplin stand in einem weiten Mantel da – und lief raus. Dabei sah es aus, als ob er immer kleiner würde – als ginge er eine Treppe hinunter. Das ist eine meiner prägendsten Kindheitserinnerungen an ihn.

Die Freundschaft zwischen den Chaplins und unserer Familie wurde durch die «parallele Familienplanung» zusätzlich gestärkt. Meistens fast gleichzeitig erblickte ein Kind beider Familien das Licht der Welt: Geraldine (Chaplin) und Fredy (Knie), Victoria und Rolf, Annette und Franco. Ich kann deshalb gar

nicht richtig sagen, wann ich Charlie Chaplin das erste Mal getroffen habe – er gehörte sozusagen zu unserem normalen Bekanntenkreis.

Die enge Freundschaft brachte mich manchmal aber auch in die Zwickmühle. Weil Chaplin in der Erziehung sehr streng war und seine Töchter nicht ohne weiteres mit ihren Freunden ausgehen durften, war gelegentlich ein Alibi gefordert. Und da er bei Zirkusbesuchen ein Auge zudrückte, musste ich jeweils telefonisch um Erlaubnis bitten, dass die Töchter die Vorstellung besuchen durften. Ich erinnere mich noch genau an diese Gespräche:



Magische Aura: Rolf Knie begrüsst die Zirkusgäste Oona und Charlie Chaplin, 1974.

«Mr Chaplin – könnte Annie bitte zu uns in die Vorstellung nach Bern kommen?» Nach einem Moment des Schweigens kam die väterliche Antwort: «Okay, aber schau bitte, dass alles gut organisiert ist – und sie wieder rechtzeitig nach Hause kommt.» Ich fühlte mich dabei gar nicht wohl, habe geschwitzt und gedacht: «Wenn rauskommt, dass ich mein grosses Idol anschwindle, bin ich schön angeschmiert.»

«Hi Rolfi»

Trotz seiner fragilen Gestalt war Charlie Chaplin eine imposante Persönlichkeit. Selbst in seinen letzten Jahren – als er in einem Rollstuhl sass – hatte er eine fast schon magische Aura. In den Zirkus liess er sich jeweils im Auto durch den Artisteneingang fahren. Sobald ich ihn sah, hob er die Hand, winkte und rief von weitem: «Hi Rolfi.» Für mich hatten die Begegnungen immer etwas Mystisches: Wenn ich ihm die Hand gab, war das wie Energieübertragung.



Meine Batterien waren auf einen Schlag wieder für ein Jahr aufgeladen. Allein seine Präsenz gab mir so viel wie anderen eine Begegnung mit Dalai Lama – weil ich wusste, wie sehr Chaplin immer kämpfen musste.

Mit zunehmendem Alter lernte ich sein künstlerisches Schaffen noch mehr schätzen. Mindestens einen seiner grossen Filme – «The Gold Rush», «The Circus», «Modern Times», «The Great Dictator», «City Lights», «Monsieur Verdoux», «Limelight» – sollte jedes Kind im Schulfernsehen erlebt haben, diskutiert, analysiert, darüber geschrieben. Chaplin liefert Diskussionsbeiträge und Antworten für alle Themen. Dies sagte er stets auch gegenüber den Medien. Nachdem er in die Schweiz gekommen war, gab er keine Interviews mehr – mit der Begründung: «Schaut euch meine Filme an, dann erhaltet ihr auf alles eine Antwort.»

Ich verstehe es nicht, dass seine Filme heute fast nicht mehr gespielt werden: Wird im Fern-

sehen ein Schwarzweissfilm gezeigt, zappen die meisten Zuschauer weg. Die Jugend hat keinen Bezug mehr dazu. Dabei verleidet einem ein Chaplin-Film nie.

Chaplin verband sein komödiantisches Talent mit akribischer Arbeit. Er war bekannt dafür, dass er jede Sequenz seiner Filme immer wieder in Frage stellte, überdachte, neu einstudierte. Bis er mit dem Resultat zufrieden war, wiederholte er einige Szenen 4000-mal. Auch darin war er ein grosses Vorbild. Denn Kunst ist Disziplin und Opferbereitschaft.

«Gold Rush» nahm er zuerst in Alaska auf. Später drehte er einige Szenen in Hollywood nach. Weil dann aber die Lichtverhältnisse nicht mehr übereinstimmten, begann er in den Studios nochmals von vorne. Chaplin war der Erste, der in Hollywood arbeitete. Ohne ihn wäre der früher unscheinbare Vorort von Los Angeles kaum je zum Zentrum der internationalen Filmindustrie aufgestiegen. Er ging neue Wege – und finanziell an die Grenzen seiner Möglichkeiten. Am Ende der Dreharbeiten hatte er oft keinen Cent mehr – war bankrott.

Und dann wurde der Film zum Kassenschlager. Man muss als Künstler von seiner Arbeit besessen – ja besessen sein. Das war Charlie Chaplin.

Den Rolls-Royce für den Clown

Als er 1977 starb, traf das die Welt unerwartet – obwohl er schon 88 Jahre alt war. Noch am Abend zuvor hatte er – wie an jedem Heiligen Abend – darauf bestanden, einen Weihnachtsmann als Gabenspender in seinem Haus zu empfangen. Sein Tod war furchtbar für mich. Ich hörte die Nachricht im Radio und rief sofort seine Ehefrau Oona an. Die Beerdigung fand im engsten Familienkreis statt. Mein Vater und ich waren als einzige «Aussenstehende» eingeladen. «Das wäre bestimmt im Sinn von Charlie gewesen», sagte Oona.

Ein Jahr nach seinem Tod erhielt ich einen überraschenden Anruf von Oona. Sie sprach mich darauf an, dass ich mich immer für einen Rolls-Royce von Charlie interessiert habe. Ich erkundigte mich nach dem Preis. Mrs Chaplin sagte nur: «Von einem Zirkusclown können wir doch kein Geld verlangen. Komm einfach und hol den Wagen ab. Aber behalte es vorderhand für dich. Charlie hätte es so gewollt.»

Ich bin noch heute gerührt, wenn ich an diese Geste denke – und ich bin extrem stolz auf diesen Wagen. Nicht weil es ein Rolls-Royce ist – es hätte auch ein VW Käfer sein können –, sondern weil ich die Wertschätzung erhielt und das Auto von Charlie Chaplin fahren durfte. Noch heute hege und pflege ich diesen Wagen wie meinen Augapfel. Ich würde ihn für kein Geld der Welt hergeben.



Er ging neue Wege: «The Kid», 1921.



Michael Jackson und Rolf Knie bei Oona Chaplin.

Rolf Knie, geboren 1949 in Bern, ist Kunstmaler, Artist und Schauspieler. Er ist ein Spross der grossen Schweizer Circus-Knie-Dynastie und war bis in die 1990er Jahre in der Manege tätig.

Top 10

Knorr's Liste

1	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
2	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
3	August: Osage County	★★★★☆
	Regie: John Wells	
4	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
5	Dallas Buyers Club	★★★★☆
	Regie: Jean-Marc Vallée	
6	Der Goalie bin ig	★★★★☆
	Regie: Sabine Boss	
7	Noah	★★★★☆
	Regie: Darren Aronofsky	
8	Her	★★★★☆
	Regie: Spike Jonze	
9	Captain America	★★★★☆
	Regie: Anthony und Joe Russo	
10	Lone Survivor	★★★★☆
	Regie: Peter Berg	

Kinozuschauer

1 (-)	Rio 2 (3-D)	33 462
	Regie: Carlos Saldanha	
2 (-)	Noah	22 681
	Regie: Darren Aronofsky	
3 (1)	Captain America	12 222
	Regie: Anthony Russo	
4 (3)	100-Year Old Man Who ...	10 877
	Regie: Felix Herngren	
5 (2)	Need for Speed	8087
	Regie: Scott Waugh	
6 (4)	The Grand Budapest Hotel	6483
	Regie: Wes Anderson	
7 (-)	A Long Way Down	5338
	Regie: Pascal Chaumeil	
8 (6)	Her	3888
	Regie: Spike Jonze	
9 (5)	Non-Stop	3679
	Regie: Jaume Collet-Serra	
10 (8)	Der Goalie bin ig	3620
	Regie: Sabine Boss	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Die Eiskönigin (Disney)
2 (2)	Die Tribute von Panem (Impuls)
3 (-)	Rush (Ascot Elite)
4 (3)	Escape Plan (Ascot Elite)
5 (4)	Thor – The Dark Kingdom (Disney)
6 (5)	Captain Phillips (Sony)
7 (-)	Last Vegas (Universal)
8 (7)	Achtung, fertig, WK! (Impuls)
9 (6)	Gravity (Warner)
10 (-)	Don Jon (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Betörendes Steckprinzip: «The Lego Movie».

Kino

Die Legopäden

In den USA ein Kassenshit, auch die Kritik ist des Lobes voll. Was ist an «The Lego Movie» wirklich dran?

Von Wolfram Knorr

Was hält die Welt im Innersten zusammen? Klebstoff oder Noppen? Uhu oder ein Steckprinzip? Ein Kodex unverrückbarer, straffer Ordnung oder das freie Spiel der Gestaltung? Lord Business neigt zum Kleister, denn nur, was nicht aus dem Leim geht, lässt sich stramm organisieren und beherrschen. Dagegen sind natürlich die kleinen gelben Individualisten wie die kecke Wylstyle. Formzwänge sind ihr ein Gräuel, und im braven Emmet glaubt sie den «Meisterbauer» gefunden zu haben, der ihr und ihren Gesinnungsgenossen hilft, für die Noppen-Freiheit zu kämpfen. Emmet ist zwar ein Biedermann, nimmt aber den Kampf auf und wird von vielen, wie etwa Batman und Vitruvius, dem Leuchtaugen-Mystiker, kräftig unterstützt.

Die Steine mit den Noppen, um die es geht, sind aus Plastik und unter dem Namen Lego weltbekannt. Sie haben nicht nur global die Kinderzimmer erobert, auch Erwachsene und gar gestandene Naturwissenschaftler lassen sich gerne vom Steckprinzip betören. Und seit der Lego-Kosmos zum magischen Begierdeobjekt von Amateurfilmern wurde, die mit den Figürchen und Steinen originell-ironische Trickfilme erfolgreicher Blockbuster, von «Star Wars» bis «Batman», basteln, die auf Youtube zahllos angeklickt werden, ist es nicht verwunderlich, dass Hollywood da auch

mitspielen will. Lego ist ein Weltmodell, bestehend aus schmalen, dicken, langen, kurzen, breiten genoppten Steinen, deren Kombinationsmöglichkeiten immens sind.

Eine so hohe Wertschöpfung musste das andere Weltspiel, die Traumfabrik, mit Neid erfüllen und es dazu verführen, sie für sich zu nutzen zu versuchen. Das Interesse war gegenseitig, und so griff die Traumfabrik bei der Umsetzung legopädisch gleich ins Volle. Steht Emmet unter der Dusche, rieselt es Ein-Noppen-Steinchen aus dem Vier-Noppen-Stein-Duschkopf; was ihn und seine Artgenossen am aufrechten Gang hält, ist die Noppen-Gravitation. Und es wird lustig und vielsinnig damit gespielt, bis zu «Matrix»-Parodien. Der Erfolg von Christopher Millers und Phil Lords «The Lego Movie» ist – bei Kindern – nachvollziehbar, bei der begeisterten Kritik dagegen weniger. Ja, toll, fast vier Millionen Legobausteine wurden verwendet, die Stopptricktechnik massiv durch Computertricks ergänzt, die Flut der Steinchen und die wilden Spiele sind beeindruckend, aber das rechtfertigt doch noch lange nicht das Kritikerlob. Denn was «Lego» nicht gelingt – im Gegensatz zu Pixars «Toy Story» etwa –, ist eine Emotionalisierung der Plastikhelden. Alle Figuren bleiben statisch, wie die Hektik der Handlung; die annoncierte Wildheit bleibt steif. Was bleibt, ist ein abendfüllender Werbe-

spot. Das Subversive, das, laut Kritik, von hoher Raffinesse sein soll, sich den Bauanweisungen (dem Kleben im Film) zu verweigern, gehört für jedes Kind, das mit Lego spielt, seit eh und je zum Reiz, mit den Steinen gegen alle Anleitungen zu basteln. Das als «anarchisch» zu feiern, ist albern. Für Kinder allerdings ist «Lego Movie» sicher ein Spass. ★★★☆☆

Weitere Premieren

Divergent — Nach «The Hunger Games» von Suzanne Collins die nächste dystopische Teenager-Saga, und wieder von einer Frau: «Divergent» von Veronica Roth. Wieder ein Dreiteiler, und abermals werden Jugendliche gehetzt. Diesmal müssen sie sich Kategorien wie Altruist (die Selbstlosen), Ferox (die Furchtlosen) et cetera zuordnen. Wer beim Test keiner Kategorie zugerechnet werden kann, wird ein «Unbestimmter», also Freigeist, Individualist («Was dich unterscheidet, macht dich gefährlich»). Beatrice (Shailene Woodley) meldet sich zu den Ferox, lässt sich knallhart ausbilden, um sich dann als «Unbestimmte» zu entpuppen. Neben dem Schubladenspiel vor allem eine Trimm-dich-Hymne und verkappte Militärwerbung. In den USA ein Riesenhit. ★★★☆☆

Yves Saint Laurent — Im Biopic über einen der bedeutendsten Modemacher erfährt man



Schicke Staffage: «Yves Saint Laurent».

wenig über die Entstehung seiner Kreationen, die Stellung in der Branche; dafür über seine Homosexualität und seine langjährige Beziehung zu Pierre Bergé (Guillaume Gallienne). Pierre Niney spielt den introvertierten, angeblich schüchternen Yves Saint, der bereits mit 21 Jahren zu den talentiertesten Nachwuchs-Designern zählte, zu oberflächlich. Die Figur packt nicht, die Persönlichkeit wirkt wie eine schicke Staffage. ★★★☆☆



Holterdiepolter-Humor: «Super-Hypochonder».

Super-Hypochonder — Dany Boons neuer Klamauk – nach seinem Riesenhit «Bienvenue chez les Ch'tis» wieder mit dem alten Team –, hat in Frankreich abermals einen Kino-Run ausgelöst. Der Mann muss nur sich selber spielen und mit Holterdiepolter-Humor über die Leinwand karrieren, und schon ist alles aus dem Häuschen. Diesmal grimasiert und hampelt er als eingebildeter Kranker durch Paris und sieht überall Bazillen- und Krankheitsherde, was zu den wildesten Veits-tänzen führt. Nach ausgiebigen Verrenkungen verlegt er sich auf die bewährte Technik der Verwechslung – und wird dabei sogar halbwegs komisch. ★★★☆☆

Wrong Cops — Quentin Dupieux hat seit seinem Absurd-Debüt «Rubber» (2011) Kult-Status. Dass er für seine Sinn- beziehungsweise Hirnlosigkeiten Geldgeber findet, ist das einzig Bemerkenswerte. ★☆☆☆☆

Fragen Sie Knorr

In der deutschsprachigen Schweiz zeigen die Kinos zunehmend nur noch deutsch synchronisierte Fassungen, was ein grosses Ärgernis ist. Ist es nicht möglich, mittels Kopfhörern jedem Besucher die gewünschte Fassung anzubieten?

K. Sch., Zurzach



Eine betörende Idee, aber technisch kaum durchführbar, und sie würde eine gewaltige Umrüstung der Kinos bedeuten. Schon die 3-D-Brille verursacht Mehrkosten, Ihr Vorschlag wür-

de noch teurer. Aber mal davon abgesehen, unterschätzen Sie die psychologische Bedeutung eines Kinobesuchs, der eine Art Demonstration Gleichgesinnter ist. Man ist in der Gruppe, unter seinesgleichen, fiebert, lacht oder weint mit den anderen. Kopfhörer würden genau das zerstören. Auf die ist die Mehrheit in ihren privaten Räumen ohnehin angewiesen, aus Rücksicht auf die Nachbarschaft. Einen solchen «Lärmschutz» auch dort einzusetzen, wo man genau das Gegenteil sucht, wäre grausam.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Der Päcklisuppe auf der Spur

Von Rico Bandle

Ist es einfach Glück? Oder Intuition? Der Schweizer Privatsender 3+ produziert zwar nur wenige eigene Sendungen – doch immer gelingt es ihm, die richtigen Protagonisten dafür zu finden. Bachelor Vujo war seinem Pendant auf dem deutschen Privatsender RTL, was den Unterhaltungswert betrifft, weit überlegen. Und auch beim «Restauranttester» hält der kleine Schweizer Sender mit dem deutschen Giganten problemlos mit. Seit Montag ist Daniel Bumann, in Graubünden tätiger Walliser Koch, wieder Kulinarikkatastrophen auf der Spur, wäscht Wirten, die den Kunden Päcklisuppe auf-tischen, die Kappe und versucht, maroden Betrieben den Weg zum Erfolg aufzuzeigen.

In Deutschland lief das ursprünglich aus Grossbritannien stammende Format acht Jahre lang höchst erfolgreich mit dem Koch Christian Rach, vor einigen Wochen wurde er abgelöst durch Steffen Henssler. Er bringt alles mit, was für den Privat-TV-Erfolg wichtig ist: Er ist gutaussehend, sprachgewandt, engagiert. Zwar ist er gelernter Koch, führt in Hamburg zwei Restaurants, er wäre aber auch ohne Kochschürze ein begnadeter Entertainer. Anders Daniel Bumann, auch er ist zweifellos ein Showtalent, aber viel mehr ein Charakterkopf, ein *Chrampfer* («Tempo, Tempo, Tempo») und ein Gastronom durch und durch. Wie er in der letzten Sendung vor einem lethargischen Multi-kulti-Küchenteam auf den Tisch gehauen hat – «ihr seid Schlafmützen, Schlafmützen, Schlafmützen» –, war grosses Kino. Der Schweizer Chef des Betriebs pflichtete Bumann immer bei, seinem Gesichtsausdruck war aber anzusehen, dass er kein Wort begriffen hatte: Die Sendung legt nicht nur die handwerklichen, sondern auch die menschlichen Schwächen der Wirte gnadenlos offen – ein wichtiger Faktor für den weltweiten Erfolg des Formats.

Bei aller Härte schliessen sowohl Henssler als auch Bumann ihre Schützlinge mit der Zeit meist ins Herz – und so kommt es in der Regel doch noch zu einem Happy End, selbst wenn das Restaurant nicht mehr zu retten ist.

Bumann, der Restauranttester: Montag, 20.15 Uhr. Weitere Folgen des deutschen Pendants werden gemäss RTL im Herbst ausgestrahlt.

Er nimmt dich und nicht die andere

Millionärgattin Irina Beller veröffentlicht ein Ratgeberbuch: «Hello Mr. Rich! So heirate ich meinen Millionär». Von Hildegard Schwaninger



«Geheimadressen»: Ehepaar Beller.

Jetzt wird es ernst: **Irina Beller** hat ihr Buch geschrieben, am 20. Mai ist die Präsentation. Wird laut der 41-jährigen Jungautorin ein Mega-Event bei **Jacky Donatz** im «Sonnenberg»: «Es kommen internationale Fernsehstationen, und es gibt besten Champagner.» Das Buch heisst «Hello Mr. Rich! So heirate ich meinen Millionär» und gibt Ratschläge zum – für manche Frauen – interessantesten Thema der Welt. Wie finde ich einen reichen Mann, und wie halte ich ihn? Dass es zu diesem Thema haufenweise Bücher gibt, die in den Regalen dahinmodern, irritiert Beller nicht. «Ich erkläre alles, von den Geheimadressen, wo die reichen Männer sind, bis zur ersten Annäherung und was man dabei richtig oder falsch machen kann. Mein Buch ist ein Unikat.»

Das Buch erscheint bei YOU! Life Productions des Münchner Unternehmers **Siegfried Gukerle** (ein auch nach aufwendiger Recherche im Internet schwer einzuordnender Verlag), Erstauflage ist 40 000, und laut Irina Beller soll das Buch in acht Sprachen übersetzt werden. «Vor allem die Märkte Osteuropa und Südamerika sind interessant», weiss Irina Beller. Dort leben die armen Geschöpfe, die vom reichen Prinzen träumen. Das Wichtigste, was man erreichen muss im internationalen Wettkampf der Frauen um die besten Männer: «Er nimmt dich und nicht die andere.»

Mit diesem Andrang hatte er wohl nicht gerechnet, und es kam sogar die Polizei, um zu schauen, was da los ist. Autowasch-Millionär **Beat Meyerstein** und seine Töchter **Janine** und **Marlene** luden zur Wiedereröffnung der Autop-Garage Sihlquai; zur Feier des Tages gab es eine Gratis-Autowäsche. Rund 800 Autos fuhren vor. Der ausgefuchste Meyerstein kennt seine Pappenheimer: «Wenn etwas gratis ist, kommen alle.» Dazu gab es Aperitif und die berühmten Hot Dogs, wie sie bei Partys im «Meylenstein» (Meyersteins



Beat Meyerstein, Töchter Janine, Marlene.

Lokal im Tiefenbrunnen) gereicht werden. Beat Meyerstein strahlte wie noch nie. Tochter Janine erwartet im September Zwillinge. Seine ersten Enkelkinder. Zwei Mädchen.

Andreas Homoki inszeniert erstmals an der Wiener Staatsoper – und schon gibt es Theaterdonner. Für «Lohengrin» legte der französische Dirigent **Bertrand de Billy** sein Dirigat nieder, weil er mit einer Streichung im dritten Akt nicht einverstanden war. Er wird ersetzt durch den Finnen **Mikko Franck**. Selbst Staatsoperndirektor **Dominique Meyer** konnte nicht schlichten in dem Streit, der die Grundsatzfrage, wie viel Musik der Regie zum Opfer fallen darf, tangiert. Homokis «Lohengrin» (Wiener Premiere am 12. April) ist eine Koproduktion mit dem Opernhaus Zürich und wird am 21. September die kommende Saison eröffnen. Unter der musikalischen Leitung von **Simone Young**. Mit dem deutschen Heldentenor **Klaus Florian Vogt** in der Titelrolle. Vogt singt auch in Wien – er war mit den Strichen einverstanden.

Das Schauspielhaus hat eine neue Werbezeitschrift. Sie heisst *Journal*, die zweite Ausgabe ist gerade erschienen. Mit einem Gespräch zwischen zwei coolen Männern. Ex-Fussballstar und Sportchirurg **Roger Berbig** und Schauspieler **Robert Hunger-Bühler** unterhalten sich über Theater, Fussball und das Leben allgemein. Roger Berbig outet sich als Opernfan. Kürzlich war er erstmals an der Mailänder Scala, sah seine Lieblingsooper «Lucia di Lammermoor».



Charity: Familie Bär, Ellen Ringier (M.).

Ruedi Mangisch organisierte einen Charity-Abend für Selins Stiftung im «Kaufleuten». Interessante Gästeliste: **Ellen Ringier** (ihre Zeitschrift *Fritz + Fränzi* arbeitet eng mit Selins Stiftung zusammen), Designer **Rolf Sachs**, Bankier **Raymond J. Bär** mit Ehefrau **Gaby**, Tochter **Jeannie** und Schwester **Monique Bär**, **Dieter Meier** (performte mit seiner Band Out of Chaos), **Emil Steinberger**, Schauspieler und Rigiblick-Theaterleiter **Daniel Rohr**, Kabarettist **Patrick Frey** mit Ehefrau **Laurence Frey-Bloch**, Diogenes-Verleger **Philipp Keel**, St.-Peter-Pfarrer **Ueli Greminger**. Es gab Kopfsalat, Hackbraten mit Kartoffelstock, Mini-Coupe-Dänemark und Wein von Dieter Meiers Hazienda in Argentinien.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Unter dem Zelt Dach

Der Zirkus-Pfarrer Ernst Heller, 66, traut Artisten, Schausteller und Marktfahrer. Als fahrender Seelsorger geht er bald in Pension. Weitermachen will er trotzdem.



«Romantisch und verzaubernd»: Pfarrer Heller.

Offizielle Mission: Als erster katholischer Zirkusseelsorger der Schweiz wurde ich vor fünfzehn Jahren von der Schweizer Bischofskonferenz in dieses Amt berufen, ich arbeite also in offizieller Mission des Vatikans. Natürlich bin ich nicht nur für Akrobaten und Tigerdompteure zuständig, sondern auch für Schausteller und Markthändler, die an den Wochenenden arbeiten und sich nicht an die Öffnungszeiten der Kirchen halten können.

No limits: Nicht nur die Liebe zueinander, sondern auch die Liebe zu ihrem harterkämpften Beruf verbindet die Zirkuspaare. Interreligiöse Trauungen, das heisst Konfessionsverschiedenheit oder kulturelle Unterschiede, sind natürlich häufig. Einmal führte ich eine Trauung zwischen einer Katholikin und einem Muslim durch. Sie betrieben eine Autoscooter-Anlage und wollten an einem Karfreitag, dem eigentlich traurigsten Tag für unsere Religion, heiraten. Aber mein Herz ist auch in solchen Situationen offen. Es wurde eine schöne Zeremonie, ich habe sogar ein wenig Türkisch gesprochen, und die Brautleute dankten mir, indem sie mich zu einem einzigartigen Fest einluden. Ein solches ist oft bis ins letzte Detail geplant, und kulinarische Höhenflüge, Balletteinlagen und künstlerischen Darbietungen auf professionellem

Niveau sind nicht die Ausnahme, sondern die Regel.

Paradiesvögel unter sich: Die kulturelle oder religiöse Verschiedenheit benötigt von beiden Seiten Verständnis und die Bereitschaft, sich für die andere Religion zu interessieren, diese anzuerkennen und zu respektieren. Jede Religion birgt in sich viel Wertvolles, und aus den Unterschieden kann sich eine Partnerschaft im Idealfall auch nähren. Schwieriger ist es, wenn ein Bankdirektor und eine Trapezkünstlerin sich ineinander verlieben und heiraten: Dann muss sich vermutlich einer von beiden von seinem gewohnten Leben verabschieden.

Party: Die Zirkushochzeit findet meistens unter der Zeltkuppel statt, die Atmosphäre ist einmalig, romantisch und verzaubernd, meist spielt das Orchester unter einem Diadem prachtvoller Blumen, und tausend Sterne kreisen über der Szenerie. Eltern werden eingeflogen, und viele andere Zirkusfamilien von nah und fern gehören meist zu den geladenen Gästen. Die Paare sind immer festlich gekleidet, die Bräute in Weiss mit Schleier, aber auch schon wurde ein Kostüm aus dem Zirkusfundus gewählt, oder der Bräutigam stand als schöner Harlekin oder Paradiesvogel vor mir.

Ende mit Anfang: Früher schloss ich bis zu sechzig Ehen pro Jahr, heute wäre mir das zu viel, obwohl die Nachfrage immer noch sehr gross ist. Die meisten Ehen, so hoffe ich, gehen nicht in die Brüche, die Übersicht darüber fehlt mir allerdings, da die meisten Artistenpaare immer wieder in andere Länder weiterziehen. Ich vermute allerdings, dass ähnliche Herausforderungen für die beiden diese Beziehung stark machen und ihnen helfen, allfällige Tiefpunkte zu überwinden. Im Sommer gehe ich in Pension. Mein Nachfolger ist bereits bestimmt, er kann allerdings nur einen Tag pro Woche arbeiten. Das ist also nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Das heisst: Ich mache nach dem offiziellen Ende auf Abruf weiter.

Protokoll: Franziska K. Müller

www.pfarrerheller.ch

In der Garage

Von Andreas Thiel — Joachim Gauck hat einen Schaden.

Mechaniker: Oh, hallo, Herr Gauck, hier steht Ihr Wagen.

Gauck: Aber der springt ja immer noch nicht an.

Mechaniker: Wie? Dabei habe ich extra das Scheibenwischerwasser gewechselt.

Gauck: Was hat der Motorschaden mit dem Scheibenwischerwasser zu tun?

Mechaniker: Was weiss ich? Das Scheibenwischerwasser war jedenfalls leer. Zudem habe ich die Aschenbecher geleert und das Handschuhfach aufgeräumt. Das Öl ist übrigens in Ordnung, und Benzin ist auch noch im Tank.

Gauck: Aber warum haben Sie denn den Motor nicht angeschaut?

Mechaniker: Ich habe den Motor sehr genau angeschaut.

Gauck: Und?

Mechaniker: Er sieht gut aus. Es scheint noch alles dran zu sein.

Gauck: Haben Sie den Motor getestet?

Mechaniker: Wie denn? Er springt ja nicht an.

Gauck: Aber deswegen habe ich den Wagen doch hergebracht.

Mechaniker: Verdrehen Sie hier bitte nicht die Tatsachen, Herr Gauck. Politiker überschätzen sich ja gerne mal selbst. Sie haben den Wagen nicht hergebracht, sondern wir haben Ihren Wagen geholt und abgeschleppt. Sie hätten Ihren Wagen ja auch gar nicht herbringen können, weil der Motor nicht mehr läuft.

Gauck: Was machen wir jetzt?

Mechaniker: Wir? Ich weiss nicht, was Sie machen, Herr Gauck, aber ich muss mich um meine Kunden kümmern. Die meisten brauchen ihre Fahrzeuge, um zu arbeiten, damit dieses Land nicht vor die Hunde geht. Vielleicht schauen Sie selber mal nach, was mit Ihrem Wagen los ist.

Gauck: Und wie soll ich herausfinden, was mit dem Motor nicht stimmt?

Mechaniker: Woher soll ich das wissen? Ich bin bloss ein einfacher Mann aus dem Volk. Ihrer Meinung nach kann ich komplexe Sachverhalte gar nicht verstehen. Also zeigen Sie Ihren Wagen doch mal einem Politiker. Mit diesem zusammen können Sie ja dann ein Gesetz entwerfen, welches der Komplexität Ihres Motorschadens gerecht wird und den unhaltbaren Zustand Ihres Wagens behebt.



Die Rüpel-Diva

Die Gilde der Modedesigner hofft, mit Rihanna ein jüngeres Publikum anzusprechen. Die Nomination als «Mode-Ikone» ist allerdings mehr als übertrieben. Von Jeroen van Rooijen



Alles andere als high-class: Popstar Rihanna.

Der Council of Fashion Designers of America (CFDA) hat unlängst für heftiges Kopfschütteln gesorgt. Der Grund: Er hat die barbadische Sängerin Rihanna zur «Fashion Icon 2014» ausgerufen und wird die 26-Jährige Anfang Juni für ihren «herausragenden Beitrag zur Förderung der Modekultur» in einer entsprechenden Zeremonie ehren. Ausserdem habe sich der Popstar mit einem Engagement für die Mac-Viva-Glam-Kampagne, welche Gelder für die Aids-Forschung generiert, als «grosszügige Philanthropin» hervorgetan.

Mode-Ikone? Philanthropin? Da hat das Management von Rihanna aber ganze Arbeit geleistet. *Fashion victim* und «Schaumschlägerin» wären wohl passendere Begriffe für die achtfache Grammy-Gewinnerin, welche sich diese Saison einen Spass daraus machte, in Paris und New York direkt am Laufsteg shoppen zu gehen. In Paris sass sie bei Jean Paul Gaultier, Stella McCartney, Comme des Garçons, Givenchy, Lanvin, Chanel oder Dior in der ersten Reihe. Und es wären wohl noch ein paar Termine mehr geworden, hätten einige Designer sich nicht den Wünschen der Sängerin und ihrer Entourage verweigert. Ihre «Sicherheitsanforderungen» seien etwas unverhältnismässig gewesen, sagt man. Denn neben Rihanna fuhren jeweils auch ein kleiner Hofstaat und ein halbes Dutzend Bodyguards vor.

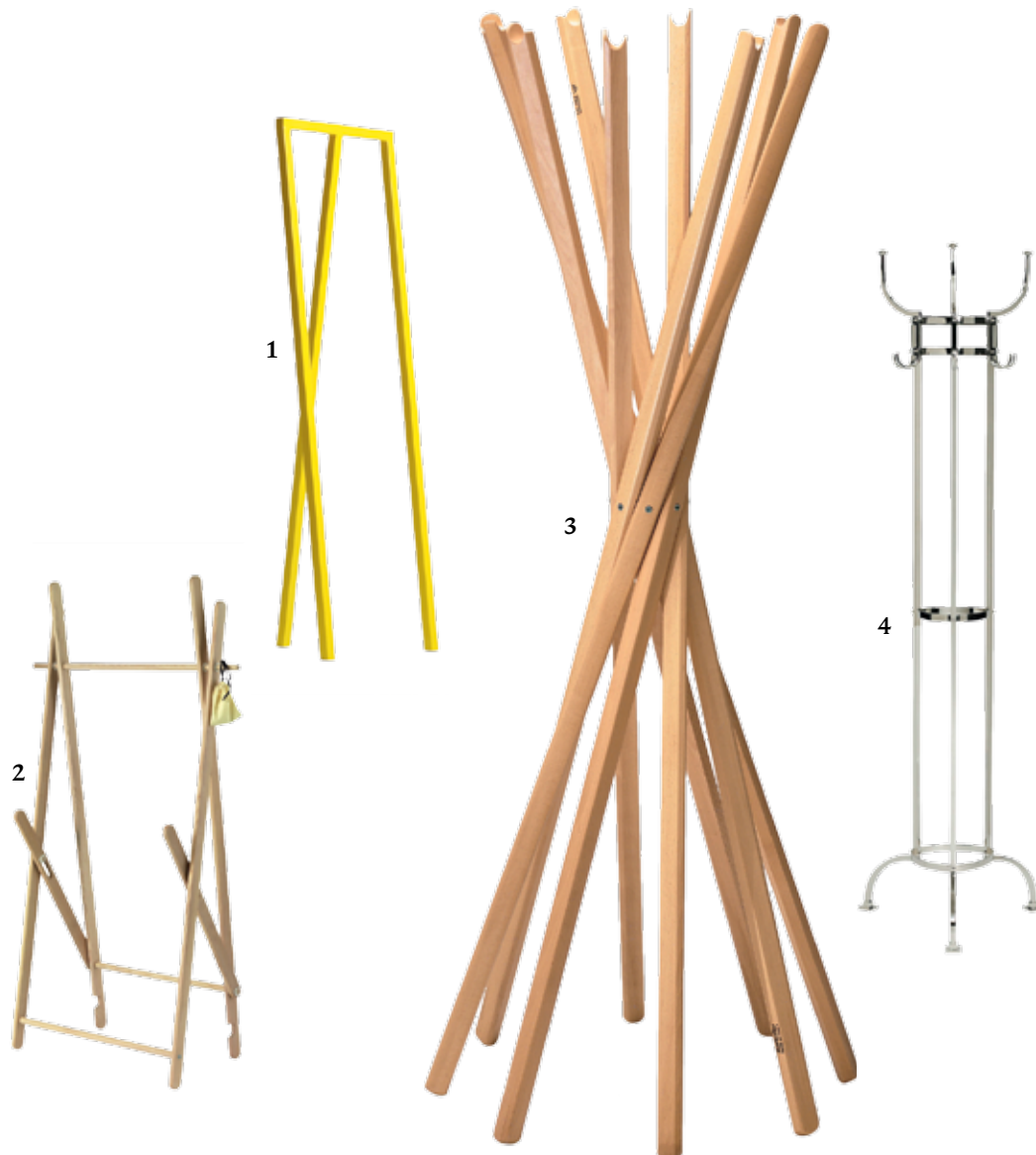
Ein Geschäft lässt sich mit solchen Superstars kaum machen: Sie sind es gewohnt, ihre Kleidung umsonst aussuchen zu können, und verlangen oft noch Gagen dafür, eine bestimmte Marke zu tragen. Dabei sind sie wenig wählerisch: Am einen Tag tragen sie dies, am nächsten jenes – Hauptsache, es sorgt für Aufmerksamkeit. Für viele Labels ist eine Celebrity vom Format einer Rihanna die Mühe wert. Denn ihre Anwesenheit katapultiert die Modemarke in das weltweite Rampenlicht – zu den sehr jungen, kaufwilligen Girls, die nur darauf warten, dass ihr Idol ein cooles Selfie aus der *front row* twittert.

Im Rausch der schnellen Publicity vergessen sie aber, welchen Imageschaden die Anwesenheit eines Retorten-Popstars bei den bestehenden Kundinnen anrichtet. Ein recht anschauliches Beispiel hierzu lieferte Rihanna anlässlich ihrer Stippvisite bei Christian Dior, wo sie in einem kurzen Kleidchen, mit Strapsen und einem feuerroten Pelzmantel erschien. Ein solches Outfit bei Dior? Das kann unmöglich im Sinne des neuen Dior-Chefdesigners Raf Simons sein. Simons bemüht sich bekanntlich darum, die Marke Dior zu entrümpeln und als erste Adresse moderner Eleganz herauszuputzen. In zehn Jahren unter John Galliano hatte sich tatsächlich in jeder Ecke des Hauses der Tand aufgetürmt.

Mag sein, dass Rihannas Kleid und der rote Mantel von Dior waren – wie Rihanna die Dinge trug, sahen sie alles andere als *high-class* aus. Es mag aus Sicht von Teenagern so aussehen, als sei Rihanna im Fashion-Olymp angekommen. Nur eben mit den Manieren eines Rüfels.

Machen Sie sich frei

- 1 Der Frühling ist da, man legt sukzessive die Kleidungsschichten ab, die einen so lange verhüllt haben – und hängt sie ordentlich auf, bitte! Dazu braucht's einen Kleiderständer, der diesen Namen verdient. Modernisten, die minimale Formen und maximalen Nutzen schätzen, haben ihre Freude am dreibeinigen «Loop Stand» des dänischen Labels Hay. Designer Leif Jørgensen hat ihn ursprünglich für die Kopenhagener Avantgarde-Boutique entworfen. 155 Euro. www.hay.dk
- 2 Der in Zürich lebende Westschweizer Frédéric Dedelley gehört zu den diskretesten und subtilsten Designern seiner Generation und entwirft in der Regel Dinge, deren formale Eloquenz genauso überzeugt wie ihre funktionale Qualität. Ein veritabler Budget-Wurf ist der hölzerne Kleiderständer «Carignan» für Atelier Pfister. 199 Franken. www.atelierpfister.ch
- 3 Der hölzerne Kleiderständer «Scianganai» von Zanotta, 1973 entworfen von Donato D'Urbino, Paolo Lomazzi und Gionatan de Pas, erinnert an eine Handvoll Spaghetti oder an ein Mikado-Spiel. Das simple, aber formal spannende Gestell ist bei Nichtgebrauch platzsparend zusammenklappbar und wahlweise aus naturfarbenem und schwarzem Buchenholz oder gebeizter Eiche erhältlich. 644 Franken. www.zanotta.it
- 4 Zu den absoluten Archetypen der Standgarderoben, wie Kleiderständer in der Designfachsprache auch heissen, gehört der «Nymphenburg» von Otto Blümel. Das 1908 für die Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk in München entworfene Möbel aus verchromtem Messing wird heute von Classicon hergestellt, die aus den Werkstätten hervorgegangen ist. Zirka 1900 Franken. www.classicon.com



Tickender Panzer

Damenuhren sind ein oft grässliches Nebenkapitel der auf Männer fokussierten Haute Horlogerie. Nur wenige Kreationen haben es geschafft, sich erfolgreich den Nimbus eines grossen Klassikers für die Dame von Welt zu sichern. Zu den Top 3 dieses Genres gehören die Reverso von Jaeger-LeCoultre, die Twenty-4 von Patek Philippe und die Tank Américaine von Cartier. Anders als die fast quadratische Ur-Tank, die Louis Cartier vor bald hundert Jahren entwickelte, nachdem er die Panzer auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs gesehen hatte, ist die Américaine länger gestreckt und stärker gewölbt. Die erstaunlichste Erkenntnis ist aber, dass diese Variante, die wirkt, als hätte es sie immer schon gegeben, erst 1989 lanciert wurde.



Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Ich trage fast immer eine Schiebermütze und frage mich: Ist die alte Regel, wonach man in Innenräumen den Hut abnimmt, noch zeitgemäss? Diese Mütze ist ja mehr ein modisches Accessoire denn ein Wetterschutz. S. C., per Mail



Ich bin geneigt zu sagen: «Hut ist wieder gut – aber manchmal muss man ihn dennoch abnehmen.» An gewissen Traditionen darf man festhalten, gerade in Zeiten, wo fast keine Verbindlichkeiten mehr herrschen. Ihre Schiebermütze in Ehren, sie sieht gewiss fesch aus – doch wenn Sie sich auf Besuch zum Essen hinsetzen oder gar einen Ort mit zeremonieller Bedeutung aufsuchen, nehmen Sie Ihr Accessoire bitte ab. Ausnahmen sind Bahnhöfe, Wartesäle oder Durchlauf-Kulturstätten, die nicht ausgesprochen formellen Charakter haben. Mehr noch als eine starre Regel zu formulieren, möchte ich Ihnen zurufen: Nehmen Sie die Kappe lieber einmal zu viel als einmal zu wenig ab. Manche Leute sind diesbezüglich sensibel, und wenn Sie nicht explizit darauf aus sind, Anstoss zu erregen, sollten Sie dem Rechnung tragen.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch.

Roter und grauer Schiefer

Von Peter Rüedi



Als Schweizer zucken wir ja zusammen, wenn die Deutschen einen Superlativ für sich beanspruchen. Zum Beispiel den, an der Mosel die Weine den «steilsten Reblagen der Welt» abzutrotzen. Da hätten wir im Wallis ja auch einiges an Gefälle anzubieten. Unzweifelhaft aber kommen von der Mosel, diesem für den Weinbau eigentlich zu nördlichen Weinbauggebiet, einige der grössten Weissweine der Welt. Rieslinge, genau gesagt. Seit zwei Jahrzehnten, da Betriebe wie Loewen, Dr. Loosen, Prüm, Heymann-Löwenstein oder Haag rigoros auf Qualität hin produzieren und auf den unverwechselbaren Ausdruck ihrer Terroirs, mit Spontangärung arbeiten, kommen von der Mosel Weine, die allen Schweizer Vorbehalten gegenüber Tropfen von jenseits des Limes hohnlachen. Auch an der Untermosel, von ihren Winzern wegen des insinuierten Gefälles zur Mittelmösel mit Grund lieber «Terrassenmosel» genannt, ist die Qualität recht eigentlich explodiert – und kaum irgendwo so wie beim Weingut von Clemens und Rita Busch, die schon früh auf ökologische Produktion setzten. Nun ist die, sagen wir mal: in Sizilien fast gratis, im Klima an der Mosel aber eine Herausforderung, wo die Natur nur schon späteste Lesetermine mit allen flankierenden Massnahmen diktiert. Die Buschs arbeiten in Pünderich, am obersten Ende der unteren Mosel, und ihre Rieslinge, auf welcher Position der Hierarchie auch immer, sind fabelhaft. Der «vom roten Schiefer» trägt den Boden, auf dem die Trauben wachsen, schon im Namen: verwitterten roten Tonschiefer, eher selten an der Mosel. Langsam, zum Teil über Monate, vergärt. Der «Marienburg» kommt vom Südhang des linken Ufers, von grauem Verwitterungsschiefer. «Mineralität» ist ja neuerdings etwas zum Schlagwort verkommen. Im Fall dieser Rieslinge kann man sie sich von den Lippen lecken. Der kleinere hat eine Spur Restsüsse, sauber austariert mit der guten Säure; das grosse Gewächs, versteht sich, ist komplexer, dichter in der Aromatik, auch etwas würziger. Missen möchte ich keinen.

Clemens Busch: Riesling vom roten Schiefer Mosel 2012. 12%. Fr. 20.50
Riesling Marienburg GG Mosel 2012. 13%. Fr. 35.70.
Beide: www.boucherville.ch

Monsieur Rihs zu Besuch

Abendessen mit einem Unternehmer, der Wein produzieren lässt und eine einfache Küche mag. Von David Schnapp



Entwaffnende Ehrlichkeit: Rihs, Riegger, Widmer (v.l.) im «Park Hyatt».

Andy Rihs «ist ein Schweizer Unternehmer», steht bei Wikipedia. Rihs hat die Hörgerätefirma Phonak zur Weltspitze geführt und fand dann, dass das Leben mehr bietet, als um den Globus zu fliegen, um Meetings abzuhalten. Er zog sich langsam aus der Firma zurück und investierte in allerlei Geschäfte, in einen Fussballklub (YB), einen Fahrradhersteller (BMC) oder – was für uns von Interesse ist – in ein Weingut in der Provence.

In der Domaine de la Coquillade gibt es unter dem Label von Relais & Châteaux ein Hotel, ein Restaurant mit einem Michelin-Stern und rundherum natürlich Rebberge, wo Werner R. Wunderli, Rihs' Mann vor Ort, die Herstellung von Aureto-Weinen beaufsichtigt.

Überraschung des Abends: Rosé

Kürzlich waren Rihs und Wunderli in Zürich, um ihre Weine einem interessierten Publikum vorzuführen. Im Restaurant «Parkhuus» im «Park Hyatt» bereitete Executive Chef Frank Widmer zunächst eine gebratene Jakobsmuschel auf grillierter Wassermelone zu. Man trank eine Cuvée Tramontane blanc 2012 IGP. Der Lieblingswein von Madame Rihs ergänzte die intensive Süsse der Melone gut, diese wiederum bedrängte aber geschmacklich leider die Jakobsmuschel arg. Der Reigen an Luxusnahrungsmitteln ging weiter mit einer gratinierten Auster, begleitet von einer Cuvée Tramontane rosé 2012 IGP, die mei-

ne Überraschung des Abends war. Ein frisches Getränk, das einen dazu bringen kann, seine Vorbehalte Rosé-Weinen gegenüber abzubauen.

Andy Rihs erwies sich während des Abends, an dem noch Taubenbrüstchen, Angus-Rindsfilet mit Hummer an einer mächtigen Sauce Choron sowie gebackener Sennenfladen mit Schokolade und Birnen (eine merkwürdige Kombination) serviert wurden, als äusserst unterhaltsamer Besucher aus Frankreich.

Mit entwaffnender Ehrlichkeit gibt Rihs zu, seine Kenntnisse würden so weit reichen, dass er sagen könne, ob ein Wein ihm schmecke oder nicht. Eine gute französische Önologin und ein tüchtiger Schweizer Manager vor Ort sollen die Domaine de la Coquillade voranbringen. Das Ehepaar Rihs lebt in der Nähe in einem schönen Haus mit Pool. «Da unten braucht man einen Swimmingpool», sagt Andy Rihs. In seinem Garten wächst Gemüse, und Rihs steht daselbst gerne am Grill und brät etwa einen Lammgigot: «Ich mag die einfache Marktküche», sagt er. Solchen Leuten kann man in der Regel vertrauen und Wein abkaufen.

Restaurant Parkhuus im Hotel «Park Hyatt»,
Beethovenstrasse 21, 8002 Zürich
Tel. 043 883 10 75. www.parkhuus-restaurant.ch
Aureto-Weine bei Weinkeller Riegger:
Tel. 056 201 41 41. www.riegger.ch

Die Fragen stellte David Schnapp



Auto

Das Beste aus Grossbritannien

Jaguar meldet sich in der Abteilung Sportwagen zurück: Der F-Type ist schön, schnell und laut. *Von David Schnapp*

Die wichtigsten Zahlen sind eingängig: Fünf-Liter-Kompressor-V8-Motor, 550 PS, 680 Newtonmeter und von 0 auf 100 in 4,2 Sekunden, Höchstgeschwindigkeit 300 km/h. Das sind die Kennziffern, die man über das neue Jaguar F-Type-Coupé wissen muss. Mit dem F-Type Roadster hat Jaguar letztes Jahr bei Freunden des Sportwagens für Aufsehen gesorgt. Das nun lancierte Coupé bietet aber gegenüber der offenen Variante einen entscheidenden Vorteil: Die Verwindungssteifigkeit ist um achtzig Prozent höher. Das Coupé lässt sich also noch leichter

und schneller durch Kurven jagen. Mir gefällt das Coupé auch besser als das Cabrio, aber hier sind wir auf dem Gebiet des persönlichen Geschmacks.

Jaguar wolle wieder ein *performance brand* werden, sagte einer der Verantwortlichen bei der Präsentation des Coupés letzte Woche in Spanien. Den F-Type sieht man als «das Beste, was britisches Design und britische Ingenieurskunst zu bieten haben». Für Jaguar ist das Auto nicht nur deshalb wichtig, weil es im prestigeträchtigen Revier der Sportwagen eine Marke setzt, sondern auch, weil es neue Kunden bringt: Neunzig Prozent der Leute, die ein F-Type-Coupé kaufen, sind davor eine andere Marke gefahren.

Nur zwei Sitze und eine rote Stange

Nach einigen unterhaltsamen Fahrten mit dem F-Type-Cabriolet im letzten Jahr fiel der Umstieg auf das ebenfalls zweisitzige Coupé nicht schwer. Das geschlossene Modell hat einen Kofferraum, der diesen Namen verdient, und beim Cockpit verliert sich etwas die Anmut, die man beim Anblick der Karos-

serieform des Wagens eben noch bestaunt hatte. Manche Schalter wirken nicht gerade grundsolide, und die Materialisierung könnte man sich trotz des schönen Leders auch etwas edler vorstellen.

Nichts auszusetzen gibt es an dem Auto, sobald es fährt. Der F-Type liegt ausgezeichnet auf der Strasse, fröhlich dreht der Motor hoch, die Maximalleistung steht beim V8 erst bei 6500 Umdrehungen an. Die Sportgasanlage mit Klappensteuerung ist dabei: laut. Sozusagen frei von politischer Korrektheit lärmt sie vor sich hin, röhrt beim Beschleunigen, knallt mit künstlichen Fehlzündungen, wenn man wieder vom Gas geht, und röchelt und gurgelt beim Hinunterschalten. Man muss das mögen, aber irgendwie ist diese ungebrochene Freude an Geschwindigkeit ganz wohltuend.

Auf kurvigen Landstrassen ist das Coupé eine hochpräzise Waffe in jeder Kurve, um es etwas martialisch auszudrücken. Und dank wachsamer Elektronik bügelt er Fehler von durchschnittlichen Fahrern wie mir gefahrlos wieder aus. Das heisst auch: Zum Driften eignet sich der F-Type nicht, die Regelelektronik lässt sich nicht ganz ausschalten. Man kann das bedauern, die allermeisten Fahrer aber werden froh darüber sein.

Fazit: Schön, schnell und laut, der F-Type ist ein echter Sportwagen – von Jaguar.

Jaguar F-Type R Coupé

Leistung: 550 PS, Hubraum: 5000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 300 km/h
Preis: Fr. 134 500.–





«Hey, ich war Schauspieler»: Werber Baumann, 56.

MvH trifft

Frank Baumann

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch mit einem Berufslustigen, kann das lustig sein?

Was ist ein Inspirator?» («Frank Baumann ist Inspirator», steht auf seiner Website.) «Einer, der andere Leute versucht mit Ideen zu füttern, eben zu inspirieren. Ich habe mir lange überlegt, was eigentlich mein Beruf ist, ich mache so viele verschiedene Sachen, nacheinander, nicht miteinander; jetzt stecke ich zum Beispiel in einem grossen Hotel- und Tourismusprojekt, das wird von den Dimensionen her Champions League. Dort versuche ich als Inspirator, Inputs zu geben, du wirst davon hören, das ist meine Arbeit, dafür zu sorgen, dass man davon hört. Ich kann gut Geschichten erzählen, eigentlich bin ich eine Schreibkraft, letztlich. Aber das ist unsexy, wenn steht: «Schreibkraft». Reicht dir das?» – «Du und deine Frau, ihr habt einen Buchverlag gegründet. Ungefähr vor zehn Jahren, als es abwärtszugehen begann für viele Verlage. Aber euer Verlag, so sieht's aus, läuft.» – «Ja. Es ist ihr Verlag, ich bin stiller Teilhaber.» – «Was

könnt ihr besser als andere Verleger?» – «Ihr Verlag, das ist feinstofflich wichtig, läuft drum so gut, weil sie den Mut hat, klein zu sein, klein zu bleiben, wenig Bücher zu machen, wobei, jetzt hat sie vierzehn oder fünfzehn im neuen Programm. Sie setzt auf Geschichten, auf Menschen und ihre Geschichten. Ausser jetzt bei meinem Golfbuch, da hat sie Erbarmen gezeigt.» (Sein Buch, «Single in 365 Tagen – Ein Leidfaden für Golfer», erscheint Anfang Mai im Wörterseh-Verlag.)

Frank Baumann ist Werber und ehemaliger Fernsehpräsentator/-moderator («Ventil»), der zudem TV-Sendungen entwickelt sowie produziert, so sehe ich es. Ausserdem ist er Direktor des Arosa-Humor-Festivals. Er hat zwei erwachsene Kinder und wohnt in Gockhausen.

«Mein Eindruck: Du hast eine Entwicklung gemacht von einem bösen Menschen früher zu einem guten jetzt.» (In «Ventil» zum Beispiel war er frech zu Fernsehzuschauern.) «Das

stimmt nicht, aber ich habe mich rehabilitiert. Ich habe eine 26-jährige Ehetherapie hinter mir, und meine Frau hat es geschafft, mich auf den rechten Weg zu bringen. Nein, es ist jetzt vierzehn Jahre her, dass diese Rolle des «Ventilators» aufgehört hat. Ich hätte einen kleinen Doppelmord machen können und wäre jetzt, bei guter Führung, was klar ist bei mir, frei. Aber diese Metaphern, die ich gebaut habe, sind so unglaublich prägnant, dass die Leute heute noch sagen: «Jetzt hast du den Hebel umgelegt, hähähä» [Zuschauer, die während der Sendung anriefen, rausgeworfen]. Hey, ich war Schauspieler. Für Herrn Derrick selig war es irrsinnig, wenn ihn auf der Strasse einer ansprach: «Herr Inspektor, können Sie mal...» Aber ich habe das Arschloch so gut gespielt, dass mich Leute auf der Strasse angesprochen haben: «Sie, Arschloch, was fällt Ihnen ein...» Für den Schauspieler ein Kompliment, für das Individuum eher suboptimal.» – «Eine Bühnenpersönlichkeit also?» – «Ja, eine Bühnenpersönlichkeit.» (Ich bin nicht überzeugt – als ich noch MvH, supercool mit Sonnenbrille, war, sagte ich auch immer, es sei nur eine Rolle, ein Geschäftsmodell – doch Gemeinsamkeiten mit der Bühnenpersönlichkeit sind vorhanden.)

«Es stimmt alles»

«Du bist, in meiner Wahrnehmung aus der Halbdistanz, mittlerweile zur Hauptsache Golfer...» – «Es gibt drei Kategorien Golfer: Teaching Pro, Playing Pro, und ich bin der Entertaining Pro.» – «...genau, weil du ja auch Humorexperte bist. Stimmen eigentlich Golferwitze?» – «Es gibt gar keine Golferwitze, es stimmt alles.» – «Der ganz alte: Hast du noch Sex, oder spielst du schon Golf?» – ««Besseren Sex», so geht der. Aber der Witz ist, dass man zu zweit Golfen muss, sonst hat man Sex nur noch allein.» – «Ich vermute, auch nach dem Ansehen deiner Website, du bist der letzte Vertreter des Sauglattismus.» – «Wie kommst du auf die Idee?» – ««Hier finden Sie eine Auswahl an Texten, die für die Nachwelt mehr oder weniger enorm wahnsinnig wichtig sind», steht dort zum Beispiel, neben einem Foto, auf dem du auf einem Motorrad sitzend schläfst. Bist du nicht einverstanden?» – «Nein, absolut nicht, das ist flapsig...» – «Was ist flapsig, meine Feststellung oder dein Auftritt?» – «Deine Feststellung. Du hast halt die Osmose-Entwicklung, die ich durchgemacht habe [wegen seiner Frau, die einen guten Charakter habe], nicht durchgemacht.» – «Du bist nicht einverstanden mit meinem Urteil?» – «Nein, immer noch nicht. Diese Passage des Interviews ist für mich Vergangenheit, im modernen Journalismus macht man das nicht mehr. Es ist eine schnelle Provokation auf einem unbedeutenden Gegenstand, die das Gespräch nicht weiterführt.»

Sein liebstes Restaurant: «Das habe ich mir schon mehrfach überlegt, weil das wirklich jeder fragt.» «Pizzeria da Papà», Vals, Tel. 081 926 89 20

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Zuviel bewirkt überschwängliche Männlichkeit
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Der mit der brummen- den Stimme. 5 Man findet 45 waagrecht dort kaum. 9 Wann Spanier das Nach- essen einnehmen. 14 Wenn ... eine ... pflückt, dann oft in den Bergen. 16 Es presi- siert, und damit synonym auch dies. 18 So, so der Anthropophobiker, muss der Ort sein. 19 Hauptsache, cremig und zuckrig. 20 Traurig aber wahr: Das ... ist immer ... 21 Die Fluggesellschaft nimmt «nach oben» wörtlich. 22 Er öffnet einen teils wirk- lich nach. 23 Der von Jütland ist einer. 25 Bronzezeitliches, englisches Blasinstru- ment. 27 Ganz und gar, das ist doch klar. 29 Bei diesem Stück fährt man erst ein Stück zurück, bevor's vorwärts geht. 32 Ein clever gedrehtes Ding. 33 Zug, genauer: ein Stück davon. 36 Die Ehre gleiche einer unzugänglichen, so der Franzose Boileau. 38 Freude herrscht, zumindest einst bei ihm. 39 Thomas Manns geistig gezeugter Sohn. 41 Der Bergsturz von Goldau, und damit gemeindemässig dort. 44 Name, weist verwirrend Richtung Jeans, steht aber für Rock. 45 In unbewohnter Gegend kommt der bewohnte Ort gelegen. 46 Wild, so zu fressen. 48 Kein Taschendieb, der uns da unmerklich abtastet. 49 Geradezu höl- lische Eigenschaft. 50 Bella, nicht nur auf der Bühne. 51 Pardon, aber Mesdames aus der Romandie sind beschränkt. 52 Auf dem Weg von dort draussen nach hier drinnen.

Senkrecht — 1 Sie fließt gemächlich Richtung Lippe. 2 Diesen Binnensee wird man der- einst nicht mehr sehen. 3 Nicht an Madame gerichtet, sondern an den König. 4 Jeder ... hat seine Wurzel im sicheren Gefühl für das Unmoralische. 6 Tätigkeit, garantiert Gleit- fähigkeit. 7 Kein Ticket, aber es ist gleich viel wert. 8 Ungarische Koseform von Zeus' und Leda's Tochter. 10 Julius, Mitbegrün- der der Ungarischen Kommunistischen Par- tei. 11 Den Korb trägt man hinten. 12 Jan Vermeer und seine berühmte Ansicht von dort. 13 Der See in den USA verdankt sei- nen Namen jenem Indianerstamm. 15 Bri- tische Dame mit ziemlich verwirrendem Auftritt. 17 Richtig toll, dieses Früchtchen, zum Verrücktwerden! 24 Der Stock lädt zum Gehen ein, besonders wenn's nach oben geht. 26 Maurer, der es mit seinem Hand- werk weit gebracht hat. 27 Dorf im Saaner- land mit Promi-Auflauf zuhauf. 28 Beson- ders bei der Jugend oft ein Merkmal von anno dazumal. 30 Bei solchem Gebet ver- geht die Zeit scheinbar überhaupt nicht. 31 Folgt auf Sopra wie Sotto. 34 Qualität, passt zu Qualität, Preis und Phantasie. 35 Mit den Augen eines distanzierten Betrachters. 37 Tätigkeit mit hellen Wellen. 40 Den Stern haben wir besonders gern. 42 Folgt er auf den Schlag, passt beides prima zusammen. 43 Vergötterung der Jugend, was sie angeht. 47 Den verkehrten Sohn sieht der Amerika- ner so.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 362

	L	E	S	E	S	A	A	L		E	M	I	R	
E	E	L		R	A	N	G	I	E	R	E	N		A
N	A	I	V	I	T	A	E	T		O	T	T	E	R
B	R	T		W	A	L	L	E	N	S	T	E	I	N
L		A	B	A	N	O		R			E	R	N	I
O	C	E	A	N		G	R	A	H	A	M		E	
C	A	R	L		P	I	E	T	A		A	E	R	T
	B		D	O	L	E	N		A	A	R	S		R
U	R	S	U	L	A		N	A	R	Z	I	S	S	E
M	E	I	R	I	N	G	E	N		E	T	A	T	S
A	R	A		V			R	U	H	R		Y	E	S
G	A	L	E	E	R	E		S		I	N	S	P	E

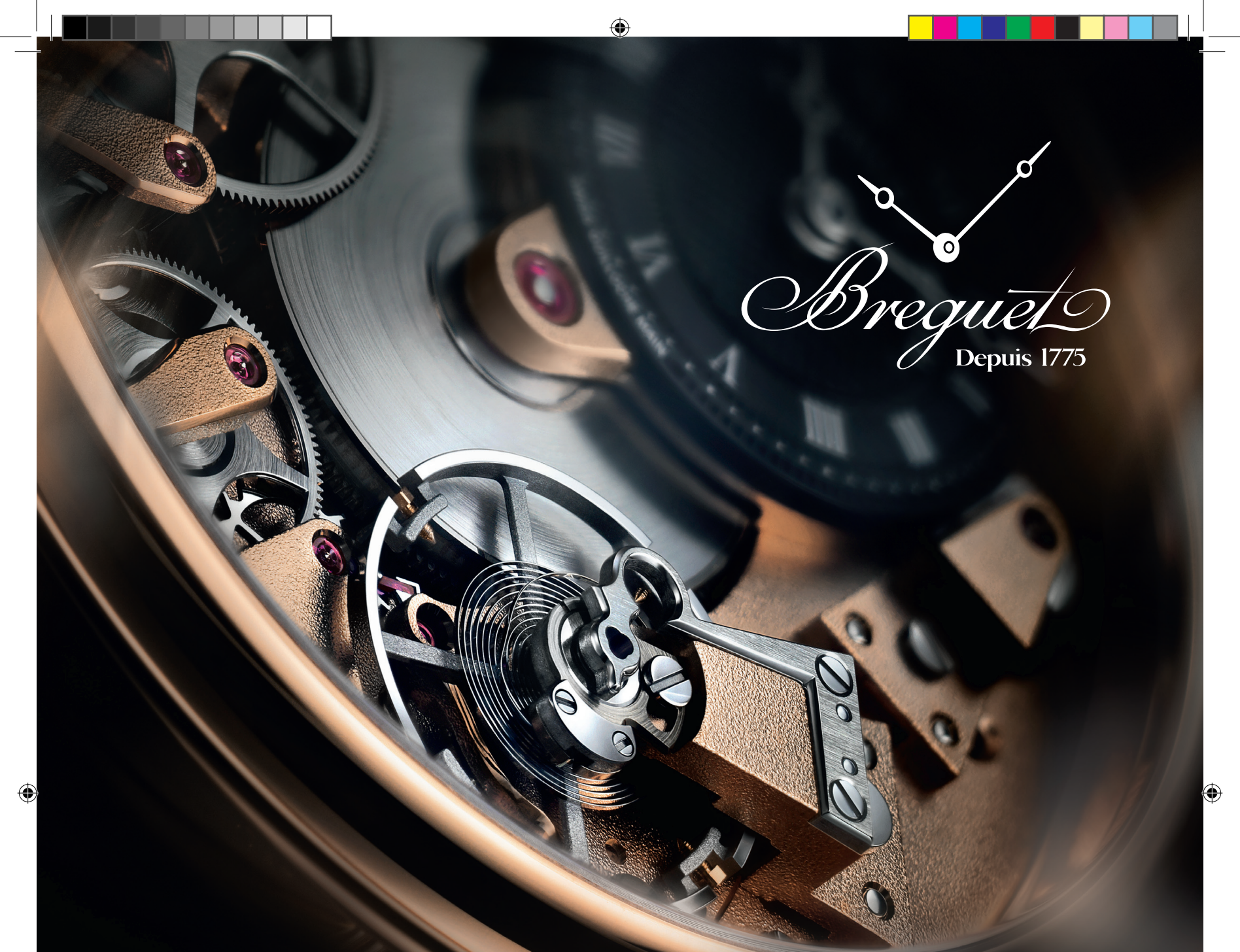
Waagrecht — 1 LESESAAL 8 EMIR 11 EEL (engl. f. Aal) 12 RANGIEREN 14 NAIVITAET 15 OTTER (gehört zur Überfamilie der Hundartigen) 17 BRT (Bruttoregistertonne) 18 WALLE- STEIN 19 ABANO 21 ERNI (Künstler, geb. 1909) 22 OCEAN (engl. f. Ozean, Synonym Weltmeer) 24 GRAHAM 27 CARL 28 PIETA (it. f. Fröm- migkeit, berühmtes Werk von Michelangelo) 29 AERT (rate) 32 DOLEN 34 AARS (Aar: ande- res Wort für Adler) 36 URSULA (von der Leyen, dt. Bundesvert.-Ministerin) 38 NARZISSE (auch Osterglocke) 41 MEIRINGEN (man sagt, dass Meringues in Meiringen erfunden wur- den) 42 ETATS 43 ARA 44 RUHR 45 YES (brit. Rockband, teils m. Anderson) 46 GALEERE 47 INSPE (in spe, voraussichtlich)

Senkrecht — 1 LEAR 2 ELITAER 3 (Radio) ERI- WAN 4 SATAN 5 ANALOGIE 6 AGEL (umge- kehrt: lega, it. f. Liga) 7 LITERAT 8 EROS 9 METTEMARIT 10 INTER (gemäss lat. Pri- mus inter Pares) 11 ENBLOC 13 ARNI 16 EINER 20 BALDUR 23 CABRERA 25 RENNER 26 HAAR 28 PLAN 30 ESSAYS 31 TRESSE (franz. f. Zopf) 33 OLIVE 35 AZERI 36 UMAG 37 SIAL (Fachkürzel f. Kontinentale Erdkruste) 39 ANUS (Austrittsöffnung des Darmes) 40 STEP (engl. f. Schritt, Massnahme u.a.)

Lösungswort — SANDALETTEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien




Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Erfindung der Stoßsicherung, 1790

Inspiziert von seinen Subskriptionsuhren, verkörpert das Modell Tradition 7027 Breguets Uhrmacherkunst durch das Spiel mit verschiedenen Ebenen und einer ebenso architektonischen wie modernen Ästhetik. Es bringt eine der bedeutendsten Erfindungen Breguets zur Geltung, den *pare-chute*, der als Vorgänger aller heutigen Stoßsicherungssysteme die Unruhwehle vor Erschütterungen schützt. Wir schreiben die Geschichte fort...



BOUTIQUES BREGUET – BAHNHOFSTRASSE 31 ZÜRICH +41 44 215 11 88 – BAHNHOFSTRASSE 1 GSTAAD +41 33 744 30 88
40, RUE DU RHÔNE – GENÈVE +41 22 317 49 20 – WWW.BREGUET.COM